

Ursula Blömer / Sylke Bartmann (Hrsg.)

unter Mitarbeit von
Hans-Peter Geis, Ilse Riemer und Arno Wanders

**„Dunkel war ueber
Deutschland.
Im Westen war ein letzter
Widerschein von Licht“**

Autobiographische Erinnerungen von
Friedrich Gustav Adolf Reuß
mit einem Nachwort von Frederick Joseph Reuss



Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg
2001

Fotos: Privatbestände Familie Reuß

Verlag/Druck/
Vertrieb: Bibliotheks- und Informationssystem
der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg
(BIS) - Verlag -
Postfach 25 41, 26015 Oldenburg
Tel.: 0441/798 2261, Telefax: 0441/798 4040
e-mail: verlag@bis.uni-oldenburg.de

ISBN 3-8142-0774-2

Oldenburgische Beiträge zu Jüdischen Studien

Schriftenreihe des
Seminars Jüdische Studien im Fachbereich 3
der Carl von Ossietzky Universität

Band 9

Herausgeber

Aron Bodenheimer, Michael Daxner
Kurt Nemitz, Alfred Paffenholz
Friedrich Wißmann (Redaktion)

mit dem
Vorstand des Seminars Jüdische Studien
und dem Dekan des Fachbereichs 3

Mit der Schriftenreihe „Oldenburgische Beiträge zu Jüdischen Studien“ tritt ein junger Forschungsweig der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg an die Öffentlichkeit, der sich eng an den Gegenstand des Studienganges *Jüdische Studien* anlehnt. Es wird damit der Versuch unternommen, den Beitrag des Judentums zur deutschen und europäischen Kultur bewußt zu machen. Deshalb sind die Studiengebiete aber auch die Forschungsbereiche interdisziplinär ausgerichtet. Es sollen unterschiedliche Themenkomplexe vorgestellt werden, die sich mit Geschichte, Politik und Gesellschaft des Judentums von der Antike bis zur Gegenwart beschäftigen. Ein anderes Hauptgewicht liegt auf der biblischen und nachbiblischen Religion. Ergänzend sollen aber auch solche Fragen aufgenommen werden, die sich mit jüdischer Kunst, Literatur, Musik, Erziehung und Wissenschaft beschäftigen. Die sehr unterschiedlichen Bereiche sollen sich auch mit regionalen Fragen befassen, soweit sie das Verhältnis der Gesellschaft zur altisraelischen bzw. Jüdischen Religion berühren oder auch den Antisemitismus behandeln, ganz allgemein über Juden in der Nordwest-Region informieren und hier auch die Vernichtung und Vertreibung in der Zeit des Nationalsozialismus behandeln. Viele Informationen darüber sind nach wie vor unberührt in den Aktenbeständen der Archive oder auch noch unentdeckt in privaten Sammlungen und auch persönlichen Erinnerungen enthalten. Diese Dokumente sind eng mit den Schicksalen von Personen verbunden. Sie und die Lebensbedingungen der jüdischen Familien und Institutionen für die wissenschaftliche Geschichtsschreibung zu erschließen, darin sehen wir eine wichtige Aufgabe, die mit der hier vorgestellten Schriftenreihe voran gebracht werden soll.

Die Herausgeber

Ursula Blömer / Sylke Bartmann (Hrsg.)

unter Mitarbeit von
Hans-Peter Geis, Ilse Riemer und Arno Wanders

**„Dunkel war ueber
Deutschland.
Im Westen war ein letzter
Widerschein von Licht“**

Autobiographische Erinnerungen von
Friedrich Gustav Adolf Reuß
mit einem Nachwort von Frederick Joseph Reuss



Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg
2001

Fotos: Privatbestände Familie Reuß

Verlag/Druck/
Vertrieb: Bibliotheks- und Informationssystem
der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg
(BIS) - Verlag -
Postfach 25 41, 26015 Oldenburg
Tel.: 0441/798 2261, Telefax: 0441/798 4040
e-mail: verlag@bis.uni-oldenburg.de

ISBN 3-8142-0774-2

Gewidmet Peter Joseph Reuß



Foto: F.G. Reuß

Inhalt

DETLEF GARZ Vorwort	11
I.	
SYLKE BARTMANN/URSULA BLÖMER Einleitung	19
II.	
FRIEDRICH GUSTAV ADOLF REUB „Mein Leben vor und nach dem 30. Januar 1933“	23
III.	
URSULA BLÖMER Rekonstruktion der Familiengeschichte	97
IV.	
FREDERICK REUSS Nachwort – Ist es wahr?	127
URSULA BLÖMER Anerkennung und Aberkennung	135

SLYKE BARTMANN

„Ich war ein Emigrant, geistig, schon seit ein paar Jahren“ 141

Personenregister 151

Literatur 167

Anhang 177

Tabellarischer Lebenslauf Friedrich Gustav Adolf Reuß

Genogramm der Familie Reuß

Detlef Garz

Vorwort

Perspektiven und erziehungswissenschaftlicher Sinn des Umgangs mit autobiographischen Texten

Ich freue mich, daß mit dem vorliegenden Band eine weitere Veröffentlichung aus dem Projekt „Mein Leben vor und nach dem 30. Januar 1933“ im Rahmen der „Oldenburgischen Beiträge zu Jüdischen Studien“ vorgelegt werden kann.¹ Im Unterschied zu Band 5 dieser Reihe, der sich auf die Darstellung „Jüdischer Kindheit und Jugend im Kaiserreich 1871-1918“ konzentrierte und eine Vielzahl von Stimmen zu Wort kommen ließ, steht im Mittelpunkt dieses Bandes das Leben eines Menschen, von ihm selbst dargestellt und bis zu seiner Emigration aus Deutschland im Jahre 1938 ausgeführt. Der Verfasser, Friedrich Gustav Adolf Reuß, erzählt also sein Leben aus einer chronologischen autobiographischen Perspektive, motiviert und angespornt durch einen Aufruf zur Teilnahme an einem wissenschaftlichen Wettbewerb „An alle, die Deutschland vor und während Hitler gut kennen“.

Stellt man dieses Manuskript in den Kontext gegenwärtiger Veröffentlichungen und Diskussionen, so ist besonders hervorzuheben, daß sich in ihm gerade nicht die Geschichte eines „großen Mannes“, eines Intellektuellen oder eines politisch Aktiven ausdrückt. Vielmehr finden wir die Geschichte eines akademisch gebildeten, aufstiegsbereiten aber dennoch eher alltäglichen Menschen bürgerlicher Herkunft. Das heißt, daß anders als in vielen Arbeiten aus jüngster Zeit, so denen von Michael Brenner (2000), Michael Löwy (1997) oder auch Enzo Traverso (2000), im Zentrum des nachstehenden Textes kein Meinungsführer steht, kein Verkünder großer oder auch

1 Zur Zeit wird das Projekt „Aberkennungsprozesse. Über die Verfolgungs- und Konflikterfahrung nichtjüdischer Emigranten und Emigrantinnen zwischen 1871 und 1939“ im Rahmen des „Projektverbundes Friedens- und Konfliktforschung in Niedersachsen“ mit Mitteln des Niedersächsischen Vorab der Volkswagenstiftung durchgeführt.

weniger großer Utopien, kein Intellektueller, sondern eine Person, die ihr Verhalten und ihre Verhaltensweisen im Alltag zu Papier gebracht hat. Damit aber hören wir die Stimme eines Menschen der für viele andere spricht; für diejenigen, die sich wie er eingerichtet hatten in einem Deutschland, das trotz aller politischen Unwägbarkeiten auf dem Weg zu einer wie immer auch unvollkommenen Demokratie schien. Insofern weist das, was Friedrich Gustav Adolf Reuß mitteilt, über sein Leben, über das Leben einer Person hinaus und öffnet den Blick auf eine breitere Bevölkerungsgruppe.

Über die „Gültigkeit“ autobiographischer Texte

In Akiro Kurosawas Film „Rashomon“, der im Jahr 1950 gedreht wurde und der 1952 den „Oscar“ für den besten ausländischen Film erhielt, läßt sich auf exemplarische Weise erkennen, wie eine Kette von Ereignissen von vier Personen in einem Rückblick in vier unterschiedliche Erzählungen gefaßt wird. Der Film macht den Zuschauer zum Zeugen der Darbietung dieser Perspektiven, ohne daß dieser damit *der* Wahrheit auf den Grund kommen kann. Ein Bandit, eine zum Opfer gewordene Frau, ein Ermordeter (vertreten durch ein Medium) und ein Holzfäller erzählen ihre Version der Vorgänge mit unterschiedlichen Akzentuierungen, ja, so divergent, daß die Erzählungen nicht miteinander vereinbar sind. In gewissem Sinne erfahren wir diesen Rashomon-Effekt auch im vorliegenden Band: Es hat den Anschein, als ob die jeweils eingenommenen Perspektiven die Realität beeinflussen – als ob sie sie verzerren, so daß auch wir als Leser in bestimmten Fällen nur Unvereinbares konstatieren können.

Der Haupterzähler, Friedrich Gustav Adolf Reuß, legt seine autobiographischen „Fakten“ dar und erläutert und kommentiert diese auf unterschiedliche Weise – ’mal nüchtern, ’mal ironisch, ’mal abgeklärt, durchweg sympathisch und glaubhaft. Zu diesem Text liegen nun drei weitere Kommentare – sind es gestaltete Erzählungen oder wissenschaftliche Argumentationen? – vor, die ihrerseits Stellung beziehen. Sie nehmen Stellung zu der Geschichte eines Lebens, die nur der Verfasser selbst erfahren hat, und die seine Geschichte ist. Am engsten hat an dieser Geschichte sein Enkel Frederick Reuss Anteil, der seine Auffassung somit sowohl aus der Perspektive des Teilnehmers als auch der Perspektive des theoretisch aufgeklärten (postmodernen) Beobachters formulieren kann. Wir finden weiterhin die Stimmen bzw. Perspektiven der beiden Herausgeberinnen des Bandes, die ihrerseits zwar wiederum in einigen Punkten übereinstimmen, aber doch auch Differenzen formulieren.

Welche Perspektive ist triftig bzw. welche Perspektiven zählen? Welche zählt möglicherweise mehr als eine andere? Die des Enkels, der sich auf die intuitive Plausibilität des erlebten Austauschs berufen kann? Oder ist es die Perspektive der Herausgeberinnen, die aus rationalen wissenschaftlichen Abwägungen heraus, allein geleitet von der „Logik des besseren Arguments“, ihre Thesen zu Papier bringen? Doch lassen sich, wie bereits gesagt, auch innerhalb dieser Betrachtungen Unterschiede erkennen.

Auch meine Ausführungen können hier keine Lösung bringen, kein „knock-down“-Argument läßt sich entwerfen, das – gewissermaßen noch im Handstreich – die Auseinandersetzung zu lösen vermöchte. Vielmehr sind sie Hinweise eines Wissenschaftlers, der im „modernen Diskurs“ der Wissenschaften geschult wurde und der daher darauf vertraut, daß Auseinandersetzungen sich im Modus von Behauptung und Widerlegung (Popper) einer Lösung prinzipiell zuführen lassen. Frederick Reuss hat auf meinen entsprechenden Hinweis, nämlich daß mit der postmodernen Konstruktion und De-Konstruktion von Biographie die Gefahr der Beliebigkeit in die Wissenschaft Einzug hält, wie folgt geantwortet: „Aber eine Biographie ist, von ihrem Wesen her, eine subjektive Angelegenheit, und man kann sagen, daß sie ‚Wahrheit‘ genau durch ihre Subjektivität untergräbt“.

Sicherlich stellt eine Autobiographie den beispielhaften Fall subjektiven Vergegenwärtigens dar, aber müssen wir damit zugleich unterstellen, daß sie per se unwahr ist, daß sie nichts enthält, über das Übereinstimmung hergestellt werden kann? Der Weg von der Subjektivität zur Intersubjektivität der Wissenschaften, so meine ich, verläuft genau über die Form der Auseinandersetzung, wie sie im vorliegenden Band gepflegt wird.² In diesen Auseinandersetzungen zählt allein die „Logik des besseren Arguments“. Teilnehmern können an diesem Diskurs alle, die in der Lage sind zu argumentieren – also prinzipiell auch die Betroffenen und selbst die Protagonisten der Erzählung. Allerdings verfügt niemand über einen privilegierten Zugang zur „Wahrheit“. Solche Diskussionen, die der „Güteprüfung“ eines Textes, in diesem Fall eines autobiographischen Manuskripts dienen, drehen sich vorzugsweise zunächst darum, ob eine Person aus (verdeckt) strategischen

2 Schon Jürgen Henningsen hat in seiner Schrift über „Autobiographie und Erziehungswissenschaft“ auf ähnliche Weise argumentiert. So betont er im Abschnitt „Das Wahrheitskriterium der pädagogischen Aussage“: Man wird „mit Recht von uns Auskunft darüber verlangen, woher wir das Wahrheitskriterium nehmen, wenn nicht aus der Sache selbst.“ (Henningsen 1981, S. 25)

Überlegungen heraus, d.h. in der Absicht andere zu täuschen, bewußt die Unwahrheit sagt, oder ob die Täuschung unbewußt erfolgt und die Person sich (und möglicherweise damit auch die anderen) selbst täuscht.

Legt man diese Kriterien auf das vorgelegte autobiographische Manuskript an, so spricht m.E. sehr viel dafür, daß Friedrich Gustav Adolf Reuß in vielen Hinsichten weder andere noch sich selbst täuscht bzw. täuschen wollte. Betrachten wir einen Punkt, der im Manuskript wie in den Kommentaren aufgegriffen wurde und der in der Tat nicht nur für diese Autobiographie, sondern stellvertretend für eine viel umfangreichere Auseinandersetzung steht: War Friedrich Gustav Adolf Reuß jüdisch?³

In diesem Zusammenhang läßt sich auf ein in den Sozialwissenschaften schon lange eingeführtes Diktum aufmerksam machen, das nach seinem Verfasser, William Thomas, benannt ist. Dieses im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts entwickelte Thomas-Theorem lautet wie folgt: „Wenn die Menschen eine Situation als real definieren, so sind auch ihre Folgen real“. Wenn es so ist, und davon gehe ich im Folgenden aus, daß das gelebte Leben einer Person entscheidend dafür ist, wie diese ihr Leben interpretiert und wie sie es auch führt, dann ist Friedrich Gustav Adolf Reuß kein Jude. Weder die Kraft der Tradition noch der Zwang des Nationalsozialismus hat es vermocht, die von ihm vorgenommene Selbst-Definition, in der kein Platz für das Jüdisch-Sein vorhanden war, aufzubrechen bzw. zu überformen. Der Vergleich von „gelebtem Leben“ und der (autobiographischen) Beschreibung dieses Lebens kann als Kriterium dafür gelten, ob eine Person „wahrhaftig“ ist, d.h. ob die Beschreibung ihres Lebens den Taten entspricht. Vieles spricht nun bei Friedrich Gustav Adolf Reuß dafür, daß dem so ist, daß er in seinem alltäglichen Leben an seinen Kategorien und Festlegungen festhielt; daß er, selbst noch nach seiner Emigration in den USA, versuchte, Distanz zu wahren, und sein Leben nach seinen Prinzipien zu gestalten.

Seine Haltung erinnert hier an die Aussagen des Schriftstellers Georges-Arthur Goldschmidt, der in einem Gespräch, das in der Frankfurter Rundschau abgedruckt wurde, seine Sicht – und damit das Dilemma – wie folgt zum Ausdruck bringt, wenn er von (s)einer verbotenen Herkunft spricht. „Ich bin kein Jude. Ich komme aus einer alten protestantischen Familie. Aber

3 Daß diese schwierige und lang andauernde Diskussion hier selbst nicht in Ansätzen geführt werden kann, ist offensichtlich.

wir waren Juden im Sinne der Nürnberger Gesetze. Ich wußte gar nicht, was das hieß“.

Pädagogische Folgerungen

Lassen Sie mich zum Schluß dieses Vorworts zumindest andeuten, worin ich als Erziehungswissenschaftler die pädagogischen Erträge des Bandes sehe.

Zunächst können wir am Beispiel der autobiographischen Erzählung lernen, wie die Ausgrenzung von Juden im Nationalsozialismus sich vollzog, wie sie sich aufbaute und wie sie sich ausgebildet und ausgewirkt hat. Wir können erkennen, wie das anthropologisch fundamental notwendige Vertrauen auf Solidarität und Menschlichkeit enttäuscht, wie Anerkennung zunächst verweigert wurde und anschließend in einen Prozeß der Aberkennung umschlug. Diesen Aberkennungsprozeß, beginnend mit der fundamentalen Verweigerung von Solidarität über die Entrechtung, d.h. den Ausschluß von der Teilhabe an bestimmten Rechten, bis hin zur Verletzung der leiblichen Integrität (Honneth 1990), hat Friedrich Gustav Adolf Reuß erfahren. Das ihm Widerfahrene gilt für ihn, gilt für ihn allein, aber – und insofern ist seine Erzählung auch typisch für andere – es gilt auch für viele andere dieser Zeit und dieser Umstände. Was wir exemplarisch anhand seiner Erzählung lernen, geht über diese Erzählung hinaus. In dieser Hinsicht steht sie stellvertretend für andere. Was wir an ihr lernen, läßt sich verallgemeinern.

Neben diesem Lernen und über diesen Lernprozeß hinaus können wir aber auch versuchen zu verstehen, mit diesen Ereignissen umzugehen. Ihnen ihren Stellenwert zu geben und damit den Opfern heute zumindest dasjenige zu erweisen, das ihnen zukommt und das uns zur Verfügung steht. Helmut Peukert hat in seiner Arbeit über „Wissenschaftstheorie – Handlungstheorie – Fundamentale Theologie“ auf eine Debatte hingewiesen, die im Rahmen der Kritischen Theorie der „Frankfurter Schule“ vor allem zwischen Walter Benjamin und Max Horkheimer geführt wurde. Es geht dabei um die Frage, so Horkheimer, „inwiefern das Werk der Vergangenheit abgeschlossen“ sei. Seine Auffassung dazu verbleibt im Negativen. „Was den Menschen, die untergegangen sind, geschehen ist, heilt keine Zukunft mehr. Sie werden niemals aufgerufen, um in der Ewigkeit beglückt zu werden. Natur und Gesellschaft haben ihr Werk an ihnen getan ...“ (aus Peukert 1978, S. 306). Benjamin wiederum führt diesen Gedanken weiter, aber auch in eine andere Richtung, wenn er versucht, „eine Weise des Umgangs mit Geschichte zu finden,

die die elementare Solidarität mit den Generationen Unterdrückter und Geschlagener nicht aufkündigt, sondern ... aufrechterhält“ (ebd., S. 307).

Wie kann eine solche Solidarität aussehen? Nun, so führen Micha Brumlik, Helmut Peukert und Lutz Wingert in weiterführender Interpretation aus, sie kann sich in Form einer „anamnetischen“, also erinnernden Solidarität zeigen. Diese ist in gewisser Weise das einzige Band, das sich sowohl individuell als auch auf einer aggregierten Ebene zwischen Generationen herstellen läßt. „Solidarität mit den Opfern der Geschichte um ihrer selbst willen“ (Brumlik) ist das, was heutige Generationen allein beitragen können, um das Vergangene nicht Vergessen zu machen. Und sie umfaßt mehr als ein Lernen an Widerständen: Ein solches Konzept greift jene Widerfahrnisse auf, deren Ergebnisse unumkehrbar sind. „Der Gedanke“, so hatte Horkheimer 1937 in einem Brief an Walter Benjamin formuliert, „daß die Gebete der Verfolgten in höchster Not, daß die Unschuldigen, die ohne Aufklärung ihrer Sache sterben müssen, daß die letzten Hoffnungen auf eine übermenschliche Instanz kein Ziel erreichen und daß die Nacht, die kein menschliches Licht erhellt, auch von keinem göttlichen durchdrungen wird, ist ungeheuerlich.“ (aus Peukert 1978, S. 309f) Kann auf diese Problematik anders als theologisch geantwortet werden?

Der Philosoph Lutz Wingert hat versucht, das Konzept der „erinnernden Solidarität“ ohne Rückgriff auf religiöse Vorstellungen zum Tragen zu bringen. Welches sind die Pflichten, die eine Gemeinschaft, vor allem eine moralische Gemeinschaft gegenüber jenen hat, denen Unrecht geschehen ist und die ohne die Erfahrung und das Erleben von Gerechtigkeit geblieben sind? Wie können wir den Opfern im Sinne einer „Solidarität, die in die Vergangenheit“ hinein reicht, Anerkennung zuteil werden lassen? Wie können wir vermitteln, daß die „früheren Generationen“ darauf einen nicht-reziproken Anspruch haben? Lutz Wingert beantwortet diese Frage wie folgt: „Die moralischen Verpflichtungen gegenüber diesen früheren Generationen werden vom moralischen Gebot der Solidarität verlangt und sollen den Status der Opfer als Mitglieder der moralischen Gemeinschaft restituieren. ... Eine moralische Gemeinschaft besteht nicht ohne Reziprozität“ (Wingert 1991, S. 91). Als Mitglieder eines Kollektivs der „Nachwelt“ bilden wir einen Teil einer „Erinnerungsgemeinschaft“, der durchaus auf die Ansprüche der Opfer eingehen muß, wollen wir nicht auf die für menschliches Zusammenleben fundamentale Errungenschaft einer Moral, die Gerechtigkeit und Fürsorge umschließt, verzichten. Indem Kultur die Natur überformt hat, hat sie auch

Symbolsysteme geschaffen und damit allererst die Möglichkeit eröffnet, einen symbolischen Beitrag zum „Gespräch der Generationen“ beizutragen. Jedes Kollektiv, das sich über die Ebene des naturhaften Austauschs hinausbewegt, muß sich über Traditionen und deren Tradierungen einen Weg erschließen, der Solidarität auch über Generationen hinweg nicht nur zuläßt, sondern vor allem erfordert. „Der Opfer zu gedenken, heißt, sie aus der Ausgrenzung in Tod und Demütigung – wenigstens symbolisch – wieder in eine moralische Gemeinschaft aufzunehmen“ (Brumlik 1998). Daß hiermit nun das „Geschäft“ der Erziehungswissenschaft angesprochen ist, ist offensichtlich. Diese Vorstellungen aufzugreifen und umzusetzen gehört daher auch zum Aufgabenbereich einer sich über die ganze Lebensspanne erstreckenden, sowohl positive Aspekte der menschlichen Entwicklung als auch Elemente des Leids umfassenden „Biographischen Erziehungswissenschaft“. Daß hierzu gegenwärtig mehr Fragen als Antworten zur Verfügung stehen, kann zugestanden werden, ohne damit auf theoretische Aussagen verzichten zu müssen. Es sind gerade jene autobiographischen Erzählungen, die vom Material her die Erziehungswissenschaft zwingen, Stellung zu nehmen. Mundus in gutta – die Welt im Tropfen: Wir können dann sowohl der Person Friedrich Gustav Adolf Reuß unseren Respekt und unsere Anteilnahme erweisen als auch an seinem Beispiel exemplarisch lernen, weshalb wir aus dem „Strom der Geschichte“ nicht aussteigen können, sondern wir im Gegenteil eine eigene Identität nur in dem Maße ausbilden können, in dem wir eine Solidarität über Generationen im Erinnern pflegen.

Schließlich: Zu danken ist den beiden Herausgeberinnen und deren MitarbeiterInnen dafür, daß sie mit ebenso viel Engagement und Aufwand, mit Mühe wie Interpretationsbereitschaft die autobiographische Erzählung von Friedrich Gustav Adolf Reuß vor dem Vergessen bewahrten und damit den eingeleiteten Aberkennungsprozeß rückgängig machten, indem sie ihn in dem einzigen Maße, in dem wir das heute noch können, „aufhoben“. Zu danken ist Peter Reuß, den ich nicht mehr kennenlernen konnte, für seine Unterstützung des Vorhabens, sowie Frederick Reuss, der uns nicht nur freundlich in seinem Haus aufnahm, Dokumente zur Verfügung stellte, sondern der uns auch mit Rat und Tat zur Seite stand, der mit uns diskutierte bis hin zur Formulierung eines eigenen Beitrags für diesen Band.

\$1,000 Preisausschreiben

★
AN ALLE

die Deutschland vor und nach Hitler gut kennen!

★
Zum Zweck rein wissenschaftlicher Materialsammlung, die für eine Untersuchung der *gesellschaftlichen und seelischen Wirkungen des Nationalsozialismus auf die deutsche Gesellschaft und das deutsche Volk* verwendet werden soll, stellen wir eintausend Dollar als Preis für die *besten unveröffentlichten Lebensbeschreibungen (Autobiographien)* mit dem folgenden Thema zur Verfügung —

“MEIN LEBEN IN DEUTSCHLAND VOR UND NACH DEM 30. JANUAR 1933”

Das Preisausschreiben steht unter der persönlichen Leitung der folgenden Mitglieder des Lehrkörpers der Universität Harvard, die auch das Preisrichterkollegium bilden werden. Sie tragen die alleinige Verantwortung für die Beurteilung der eingereichten Manuskripte und für die Preisverteilung:

GORDON WILLARD ALLPORT	Psychologe
SIDNEY BRADSHAW FAY	Historiker
EDWARD YARNALL HARTSHORNE	Soziologe

Die folgenden Preise werden ausgesetzt:

ERSTER PREIS \$500 ZWEITER PREIS \$250 DRITTER PREIS \$100
VIERTER PREIS \$50 5 FÜNFTHE PREISE JE \$20

Manuskripte können unter *einem angenommenen Namen* oder *ohne Namensnennung* eingereicht werden; sie müssen aber *wahrheitsgetreu* sein.

Die Manuskripte können *Deutsch oder Englisch* geschrieben sein; die Wahl der Sprache hat keinen Einfluss auf die Beurteilung. Die Arbeiten können *beliebig lang* sein, sollen aber ein Minimum von 20,000 Worte betragen.

Das Preisausschreiben schliesst am 1. April 1940. (Manuskripte müssen den Poststempel spätestens dieses Datums tragen.)

Die Arbeiten werden *streng vertraulich* behandelt werden.

BESONDERE RICHTLINIEN:

Manuskripte werden nur angenommen, wenn auf der ersten Seite klar die folgenden Angaben gemacht werden: ALTER (ungefähr) und GESCHLECHT des Verfassers; die GEGEND Deutschlands, in der der Verfasser lebte, und die EINWOHNERZAHL SEINES WOHNORTS; die RELIGION des Verfassers, sowie weitere wesentliche Angaben über die GESELLSCHAFTLICHE STELLUNG des Verfassers in Deutschland (z.B. verheiratet oder ledig, Kinder, ungefähres Einkommen, Ausbildung, usw.) (Ihre gesellschaftliche Stellung als solche hat keinen Einfluss auf Ihre Gewinnaussichten.)

Ihre Lebensbeschreibung sollte möglichst *einfach, unmittelbar, vollständig* und *anschaulich* gehalten sein. Bitte **BESCHREIBEN** Sie wirkliche Vorkommnisse, die **WORTE**

und **TATEN DER MENSCHEN**, soweit erinnerlich. Die Preisrichter haben kein Interesse an philosophischen Erwägungen über die Vergangenheit, sondern vor allem an einem Bericht persönlicher Erlebnisse. Zitate aus *Briefen, Tagebüchern, Notizbüchern*, und *sonstigen persönlichen Schriftstücken* geben Ihrer Schilderung die erwünschte *Glaubwürdigkeit* und *Vollständigkeit*. Dies soll kein literarisches Preisausschreiben sein. Sie sollten sich daran wagen, selbst wenn Sie nie vorher geschrieben haben, wenn Sie nur ein gutes Gedächtnis, scharfe Beobachtungsgabe, und Menschenkenntnis besitzen. Selbst wenn Sie keinen Preis bekommen, kann Ihre Arbeit als Quelle für das Studium des neuen Deutschlands und des Nationalsozialismus sehr wertvoll sein.

Anschriften erbeten an:

S. B. FAY, 776 WIDENER LIBRARY, CAMBRIDGE, MASSACHUSETTS, U. S. A.

Weitere Exemplare dieser Ankündigung stehen auf Ansuchen gern zur Verfügung.

I.

Sylke Bartmann/Ursula Blömer

Einleitung

Friedrich Gustav Adolf Reuß verfaßte sein autobiographisches Manuskript im Rahmen eines „wissenschaftlichen Preisausschreibens“. Dieser Wettbewerb wurde im Jahre 1939 von drei an der Harvard-Universität in Cambridge Mass. tätigen Wissenschaftlern, Gordon Willard Allport (Psychologe), Sidney Bradshaw Fay (Historiker) und Edward Yarnall Hartshorne (Soziologe) initiiert. Durch die Verbreitung eines Flugblattes und über mehrere Zeitungsanzeigen wurden Personen, „die Deutschland vor und während Hitler gut kennen“, zu der Teilnahme an diesem Preisausschreiben aufgefordert. Unter dem Titel „Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933“ waren autobiographische Lebensbeschreibungen erwünscht. Die Wissenschaftler erwarteten von den Autoren keine philosophischen oder literarischen Abhandlungen, sondern Berichte über persönliche Erlebnisse. Sie wollten anhand dieses Materials eine Untersuchung über die *„gesellschaftlichen und seelischen Wirkungen des Nationalsozialismus auf die deutsche Gesellschaft und das deutsche Volk“* (s. Ausschreibungstext) durchführen.

Es wurden ca. 260 Arbeiten überwiegend von Emigranten und Emigrantinnen eingereicht, die zu der Zeit in den USA lebten. Es kamen Berichte aber auch aus Palästina, England, Frankreich, der Schweiz, Shanghai, Südamerika und Australien. Aufgrund der in der Ausschreibung des Preisausschreibens gemachten Vorgaben, vor allem der geforderten Länge des Textes (20 000 Wörter, die etwa 80 getippte Seiten ergeben), reagierten vorwiegend solche Emigranten, zu deren Selbstverständnis der Umgang mit Geschriebenem gehörte: Ärzte, Juristen, Theologen sowie Lehrer, Journalisten und Künstler.

Die überwiegende Zahl der Verfasser gab unter dem Stichwort Religion jüdisch/israelitisch an, etwa ein Viertel der Teilnehmer nannten protestantisch, katholisch, konfessionslos oder machten keine Angaben. Die Gründe für die Emigration waren vielschichtig. Politische, kulturelle, religiöse und

Berufs- sowie Beziehungsgründe sind in den autobiographischen Ausführungen aufzufinden.

Die Inhalte der Manuskripte haben unterschiedliche Ausrichtungen. Oft ist die persönliche Lebensgeschichte mit Blick auf die politische und gesellschaftliche Entwicklung verbunden. Manchmal ist die Erzählung der persönlichen Erlebnisse mit einer Darstellung der beruflichen Erfahrungen gekoppelt.

Abgabeschluß des Preisausschreibens war der 1. April 1940. Die bis dahin eingegangenen Aufzeichnungen wurden zum Teil von den Harvard-Wissenschaftler bearbeitet und es kam zu einer Veröffentlichung, in die diese Ergebnisse einfließen.¹ Anschließend wurden die Manuskripte im Archiv der Houghton Library der Harvard Universität gelagert und fanden kaum Beachtung. Einige wenige dieser Lebensbeschreibungen konnten von den Verfassern selbst veröffentlicht werden, aus anderen Manuskripten wurden Teilausschnitte in journalistischen Publikationen aufgenommen. Zum großen Teil geriet dieses Material jedoch in Vergessenheit. Ebenfalls wurden diese Aufzeichnungen selten innerhalb der Familien, also an die nächste Generation, weitergegeben. Viele Kinder oder Enkelkinder, mit denen wir in Kontakt getreten sind, erfuhren von den Autobiographien ihrer Eltern oder Großeltern erst durch uns.

Mitte der 90er Jahre stieß der Erziehungswissenschaftler Prof. Dr. Detlef Garz auf die Manuskripte im Archiv der Houghton Library. Er schätzte diese Aufzeichnungen als wertvolles Material ein und hielt eine weitere, differenzierte Bearbeitung für lohnenswert. Deshalb wurden ca. 200 dieser Manuskripte auf Mikrofilm abgelichtet. Seit diesem Zeitpunkt wird an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg in verschiedenen Forschungsprojekten mit diesem Material gearbeitet. Ebenfalls bilden diese Lebenserinnerungen eine Grundlage für mehrere Dissertationen.²

Aber auch außerhalb der wissenschaftlichen Fragestellungen, die an dieses Material herangetragen werden, ist es ein Anliegen, diese inhaltsreichen Manuskripte nicht im Archiv „verstauben“ zu lassen. Mit der Veröffentli-

1 Vgl. Allport, G.W./Bruner, J.S./Jandorf, E.M.: „Personality under Social Catastrophe. Ninety Life-histories of the Nazi-Revolution“. In: Kluckholm, C./Murray, S. (eds.): „Personality in Nature, Society and Culture.“ New York 1941, S. 347-366.

2 Vgl. dazu Blömer, U./Garz, D./Kanke, St. 1996; Blömer, U. 1997; Blömer, U./Garz, D. 1998a; 1998b; 1999; 2000, Blömer, U./Kanke, St., 2000.

chung weiterer Autobiographien³ können Menschen zu Wort kommen, deren Stimmen und Lebenserfahrungen sonst in Vergessenheit geraten würden. Die Lebenserzählungen stellen einen aufklärenden Beitrag dar und geben Einblick in die für die Autoren schwere und schicksalhafte Zeit im Nationalsozialismus. Darüber hinaus ist dieser Einblick von einer Besonderheit gekennzeichnet, er ist noch unbeeinflusst vom Wissen über den Holocaust und von der Nachkriegsgeschichte Deutschlands.

Die hier vorliegende Veröffentlichung hat ihre eigene Geschichte. Das Manuskript von Friedrich G.A. Reuß diente zuerst als Arbeitsgrundlage in einer Lehrveranstaltung, die im Seminar für Jüdische Studien an der Carl von Ossietzky Universität im Sommersemester 1999 durchgeführt wurde⁴. Stand zunächst das Manuskript im Mittelpunkt des Interesses, wurde schnell die Neugierde auf die Person Friedrich Reuß, auf seine näheren Lebensumstände und auf sein nachfolgendes Leben gerichtet. Von den nur sehr sparsamen Angaben zur eigenen Person und den im Manuskript nur wenig konkreten Orts- und Namensangaben (außer zu historischen Persönlichkeiten) ausgehend, wurden Recherchen angestellt, deren Ergebnisse sich nach und nach wie ein Puzzle zu einem Gesamtbild der Person Friedrich Reuß, seinem Leben und seinen Lebensumständen zusammensetzten.

Nachdem wir zu Beginn in Archiven fündig wurden, konzentrierte sich die Recherche zunächst auf einen Onkel des Autors, den Schriftsteller Max Mohr. Ließen sich somit über den mütterlichen Zweig der Familie relativ schnell Erkenntnisse gewinnen, gestaltete sich dieser Weg hinsichtlich der Familie Reuß weitaus schwieriger. Aus einer Kurzbiographie über Friedrich Reuß im „International Biographical Dictionary of Central European Emigres“ erfuhren wir seinen letzten Wohnort, Baltimore. Ebenfalls erfuhren wir den Wohnort von seinem Sohn Peter, der in Washington D.C. leben sollte. Der Kontakt gelang: Es meldete sich der Enkel Frederick Joseph Reuss. Dieser wiederum stellte die Verbindung zu seinem Vater, der inzwi-

3 Zwei weitere Manuskripte wurden bereits veröffentlicht: Vordtriede, Käthe: „Es gibt Zeiten in denen man wehkt“. *Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933*. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Detlef Garz. Lengwil 1999. Wysbar, Eva: „Hinaus aus Deutschland irgendwohin ...“ *Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933*. Mit Vorworten von Maria Wisbar Hansen und Tania Wisbar und einem Nachwort von Detlef Garz. Lengwil 2000.

4 Es bildete sich eine Arbeitsgruppe, der Dr. Peter Geis, Ilse Riemer und Arno Warnders angehörten und die über die Lehrveranstaltung hinaus an dieser Veröffentlichung arbeitete.

schen in Bern ansässig war, her. Der Familie Reuß war die Existenz des Manuskriptes nicht bekannt und sie zeigte großes Interesse an den Lebensaufzeichnungen des Vaters bzw. Großvaters. Als wir die Absicht äußerten, diese Autobiographie zu veröffentlichen, stießen wir sofort auf Zustimmung und auf eine große Bereitschaft, uns bei unserem Vorhaben zu unterstützen. Wir führten Gespräche mit dem Sohn Peter und seiner Frau Marianne, mit dem Enkel Frederick Joseph sowie mit der Schwägerin Rosa Hentze in Berlin. Wir konnten Einblick in verschiedene Dokumente und Familienbilder nehmen und erfuhren dadurch sehr viel über das Leben von Friedrich Reuß, auch bezogen auf die Zeit nach seiner Emigration. Wertvolle Hinweise erhielten wir außerdem zu der Familie Reuß von Prof. Dr. Bernard Wolf, einem Enkel von Bertha Adler, geborene Reuß und zu der Familie Mohr von Nicolas Humbert, einem Enkel von Max Mohr.

Wir erfuhren auch, daß Friedrich Reuß seiner Familie kaum etwas über seine Zeit in Deutschland und über seine Vorfahren erzählt hatte. Teilweise wußte die Familie weniger über das Leben ihrer Vorfahren, als wir durch unsere Recherchen hatten ermitteln können. „Von dieser ganzen Familiengeschichte wußte ich nichts, außer ein paar Sachen, zum Beispiel, daß es einen Onkel meines Vaters gab namens Max Mohr, ein ziemlich oder halbwegs bekannter Schriftsteller. Er hat nie sehr viel darüber mit mir geredet, das war fast ein geschlossenes Buch.“ (Peter Reuss)⁵ Mit dem Einverständnis des Sohnes bekamen wir Zugang zu weiterem Datenmaterial und konnten somit die Rekonstruktion der Familiengeschichte vervollständigen – auch wenn immer noch Fragen offengeblieben sind und nicht alle Lücken gefüllt werden konnten.

5 Die in diesem Buch wiedergegebenen Aussagen von Peter Reuss entstammen den auf Kassetten aufgezeichneten Gesprächen, die im Oktober 1999 mit ihm geführt wurden, und sind von U. Blömer in dieser Form zusammengestellt worden.

II.

Friedrich Gustav Adolf Reuß¹

„Mein Leben vor und nach dem 30. Januar 1933“

Alter des Verfassers: 35 Jahre

Geschlecht: maennlich

Wohnort in Berlin, (zuletzt), die meiste Zeit und Jugend in Muenchen.

Berlin 4,5 Millionen Einw., Muenchen 750 000 Einwohner.

Religion: Katholisch.

Gesellschaftliche Stellung:

Verheiratet, 1 Sohn, letztes Einkommen in Deutschland

4, 880 RM plus 10% Sonderzulage.

Stellung: Regierungsrat bei der Reichsbahndirektion Berlin,
unter Verwendung in der Reichsbahnhauptverwaltung.

Ausbildung: Gymnasium und Universitaet; Dipl. Volkswirt,

Doctor jur. et rer. publ.

Die Schatten, die ueber den Erinnerungen meiner ersten Kindheit liegen, sind die kuenstlichen Schatten der gutbuergerlichen Periode des Beginns dieses Jahrhunderts. Ich sehe mich katzenpftig hinter schweren Samtvorhaengen ueber dicke Perserteppiche zu einem schwarzen Mahagonifluegel tripeln, an dem meine Mutter sich selbst zu schwermuetigen Eulenburgliedern² begleitete. Hinter dem Fluegel stand eine grosse, unheimliche Palme, die noch half das Licht von den dunkelroten Behaengen auszuschliessen. Licht und Luft war etwas ziemlich Vulgaeres und man sah es besser von hinter den Vorhaengen der Kutsche mit der am Sonntag nach der Kirche eine „Ausfahrt“ gemacht wurde. Manchmal kamen Freunde meiner Eltern in Frack,

1 Offensichtliche Tippfehler oder Zeichenauslassungen wurden für diese Drucklegung verbessert, ansonsten wurde das Manuskript entsprechend der Originalvorlage gedruckt. Die Fußnotentexte sind von den Herausgeberinnen hinzugefügt worden.

2 s. Eulenburg im Personenverzeichnis.

Abendkleid oder Uniformen mit Orden ueber die ganze Brust und dann durfte ich mal rumgehen, Haendchen geben, und in der Kueche nachher die Reste von fremdartigen Speisen versuchen, die es fuer uns selbst nie gab. Die alten Damen mit den hohen Fischbeinkraegen sahen mich mit einer gestielten Brille an und machten schrille Bemerkungen, wozu sie, wenn es ueber mich war, eine schrille, haessliche Sprache benuetzten, die ich spaeter als Franzoesisch auch lernen musste „um mich unterhalten zu koennen, solange die Bedienung im Zimmer ist.“



Foto: Friedrich mit seiner Mutter

Das war das Reich meiner Mutter. Mein Vater war eine recht unbekannte Sache, ausser am Sonntag vormittag, wo er den Schnurrbart sorglich aus der Binde schaelte und mit uns zur Kirche fuhr und mit herrlich lauter Stimme und schrecklich falsch alle Choraele mitsang. Manchmal holten wir ihn am Bureau ab, abends um 6 Uhr und da erzaelhte er dann schreckliche Sachen von boesen Menschen, die ich aber alle nicht verstand. Ich wusste nur, dass er sowas wie ein Schutzmann war, auf schlechte Menschen aufpasste und auch von allen Schutzleuten stramm gegruessst wurde.

So kam die Zeit der Schule heran. Vater meinte, ich solle keinen Privatunterricht bekommen, es mache nichts, wenn ich das Leben frueh kennenlerne,

zuhaus saehe ich doch nichts davon. Mutter gab schliesslich den „proletarischen Geluesten“ meines Vaters nach und ich war schrecklich gespannt, wie das „Leben“ das ich nun kennenlernen solle, aussehe. Eines Morgens machte mich das Kindermaedchen besonders fein, band mir, obwohl es nicht Sonntag war, die grosse blaue Seidenschleife um den Spitzenkragen und ich fuhr mit Mutti los zur Schule. Da waren eine Menge Kinder im Zimmer, aber ganz andere als die mit denen ich gespielt hatte und viele waren so angezogen wie die Kinder von denen unser Maedchen immer gesagt hatte: „Geh weg da, Mutti will nicht, dass du mit solchen Kindern spielst.“ Da sassen sie also herum, „solche“ Kinder und machten genau so grosse Augen wie wir mit den Spitzenkraegchen und Seidenschleifchen, und ein paar heulten sogar laut und jaemmerlich. Dann kam ein Mann und hielt eine lange Rede und machte ein langes Gebet, und ich verstand von allem kein Wort, und wir durften unsere Namen sagen und heimgehen. So war ich also ins Leben getreten, wie Vater sich ausdrueckte.

Vater freute sich immer, wenn ich mit zerrissener Hemdbluse von unserem Tuerkenkrieg³ heimkam. Er meinte, vielleicht wuerde ich doch noch mal was trotz meiner Erziehung, aber dann sprachen meine Eltern immer franzoesisch weiter oder, nachdem die schreckliche alte Tante jede Woche kam um mir franzoesisch beizubringen, ich musste dann in solchen Faellen schnell mal ein Glas Wasser holen. In unserer Strasse wo die grossen Gaerten waren, war das tuerkische Hauptquartier. Die Kinder aus den Mietskasernen mussten die Bulgaren machen und jeden Nachmittag war grosser Krieg. Manchmal in der Schule, wenn wir gar zu verschunden waren, mussten wir eine Stunde nachsitzen und da erzaehte uns der Lehrer von dem wirklichen Krieg, den die Tuerken machten, und dass wir deutsche Jungs seien und dass wir alle anderen schlagen koennten, wenn wir nur keine Sozialdemokraten wuerden. Aber wenn wir die anderen schlugen mussten wir nachsitzen.

Nach und nach konnte ich ganz gut franzoesisch sprechen und durfte im Zimmer bleiben, wenn Gaeste kamen, wenigstens fuer eine halbe Stunde. Da hoerte ich dann allerhand interessante Sachen und sah Leute aus England, Frankreich, besonders viele Tuerken, ein paar Egypter, Russen und z.B. als eine Tagung fuer „gewerblichen Rechtsschutz“ war, kamen sogar ein paar richtige Minister. Sie tranken Kaffee wie gewoehnliche Menschen und Mutti

3 Als „Tuerkenkriege“ werden die Kriege bezeichnet, die die christlichen europaeischen Maelte gegen das osmanische Reich fuehrten, insbesondere die, die im 17.-19. Jahrhundert stattfanden.

gab eine Liebhabertheaterauffuehrung: „Die Fledermaus“ und hatte ein Monokel im Auge und sang immerzu „chacun à son gout“⁴. Armin Knab, ein Amtsrichter in dem Staedtchen Rothenburg, sang eigene Lieder und es war eine grosse Sache. Ein richtiger Prinz gab Mutti einen Kuss und Vati wurde hinterher zum Obersten Gerichtshof versetzt. Es war wunderbar.

Um so weniger konnten wir verstehen, dass hinterher immer von einem Krieg die Rede war. In diesem Sommer hatte uns Fuerst Kutzejkoff besucht und bevor er – Ende Juli – abreiste, sagte er: „Lieberr Freund, vergessen Sie niemals, dass unserre Feinde sind nicht Nationen sondernn das Proletariat. Wir Gebildeten muessen zusammenhelfen in allen Nationen, oder wir gehen gemeinsam unter.“ Dann fuhr er nach Paris. 1917 wurde er, wie mir seine Frau spaeter in Helsinki erzaehlte, schrecklich ermordet. Er war Kammerherr beim Zaren. Vater damals sagte bloss (spaeter als der Fürst weg war): „Da reden sie immer vom internationalen Proletariat und diese ver ... Adelsklique ist genau so international. Mutti, wasch nur alles was er angeruehrt hat. Ich kenne keinen vom Zarenhof der nicht frueh an Paresis⁵ gestorben waere. Eingebildete Barbaren. Sagt ‚wir gebildeten‘ und zuhause haut er seine Frau mit der Reitpeitsche.“ Das mit der Reitpeitsche sahen wir in unserem neuen Apartmenthaus. Da wohnte ein Hauptmann, der gerade in Suedwestafrika⁶ Dienst gemacht hatte. Er hatte immer eine Nilpferdpeitsche und schlug damit Frau und Kinder und Dienstboten. Alle nahmen gerne Dienst dort, denn dann gab es von der Frau, die von reicher Familie war, immer ein Goldstueck. Er erzaehlte mir oft, wie schoen es in Afrika sei, weil man die Schwarzen verhaeu duerfe, und wenn sie sich wehrten, „da sage ich bloss immer: ‚an die Wand‘“. Er hatte „Urlaub“ und der Urlaub war recht lang, aber 1915 kam er dann nach Belgien. Nach dem Krieg starb ploetzlich eine reiche Tante von ihm in Frankreich und sie kauften ein Haus und moeblierten es in wunderbarem altfranzoesischen Stil mit allen Kostbarkeiten. Mein Vater sagte zuhause „Ich fuerchte, wir Deutschen muessen fuer alle die ‚Tanten‘ zahlen, die von solchen Lumpen ‚beerbt‘ worden sind.“

Im Sommer 1914 waren wir in Fuessen, nachdem unser russischer Freund abgereist war. Wir waren ein paarmal in Hohenschwangau zum Koenig⁷ ein-

4 „Jeder nach seinem Geschmack“

5 Paresis ist eine lähmungsartige Schwäche mit teilweiser Unfähigkeit, einen oder mehrere Muskeln zu bewegen.

6 Deutsche Kolonie seit 1884, heute Namibia.

7 s. Ludwig III. im Personenverzeichnis.

geladen, der unserem guten alten Prinzregenten⁸ gefolgt war. Der Prinzregent hatte uns Kindern immer Schokolade gegeben, aber der „neue“ der sogar seinen Onkel⁹ fuer verrueckt hatte erklaren „lassen“ wie Mutti immer sagte, bloss um das „Bierthroechen“ zu kriegen, der gab bloss duennen Kaffee. Einmal besuchte er uebrigens (im Fruehsommer 1914) die Nachbarstadt Augsburg, und Mutti war im Festkomitee und eine Wurstfabrik schenkte 1000 Paar Würste und eine Weberei 10 000 Meter Leinen. Mutti hatte schon alles arrangiert, die Sachen an die Armen zu verteilen und die Reden aufgesetzt, und da hatte der Koenig einen Wagen an den Hofzug anhaengen lassen und Leinwand und Wuerste nach Muenchen mitgenommen.

Das hatte ihm meine Mutter nicht verziehen. Ploetzlich kam ein Telegramm von meinem Onkel,¹⁰ der in dem nahen Sommerfrischenort Tegernsee ein Haeuschen hatte, er sei einberufen worden und der bloede Mord in Sarajewo¹¹ koenne die Bombe platzen machen. So machten wir uns auf nach Tegernsee. Da war es schrecklich. Das Ultimatum von Oesterreich an Serbien¹² war abgegangen, wir standen tagtaeglich mit allen anderen Kurgaeosten um die Telegrammtafeln, Onkel fuhr nach Muenchen zu seinem Regiment, Vati sagte: „Es gibt keinen Krieg, schade dass sie uns den Urlaub so verhunzen. Denk nur alle die internationalen Beziehungen, die Tagungen und Verbaende, und jeder hat ebenso viele Freunde im Ausland wie im Inland. Wir leben ja schliesslich nicht mehr im Mittelalter. Es waere ja entsetzlich. Es kann nicht sein. Wer wollte schliesslich solch eine Verantwortung tragen.“ Minister Telemann kam herausgefahren und Preysings und ein paar Industrielle und die sagten wir muessen die Bagdadbahn halten und der Direktor von der Deutschen Bank erzaehlte, dass er eben mit von Stauss beisammen war und v. Stauss sage auch, Blut und Eisen regiere die Welt. Vati

8 s. Luitpold im Personenverzeichnis.

9 Gemeint ist wohl König Otto I., ein Vetter von Ludwig III.

10 Max Mohr (vgl. Kapitel Familienrekonstruktion).

11 Am 28. Juni 1914 wurden der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand (geb. am 18.12.1863) und seine Frau, die tschechische Gräfin Sophie Chotek, von Mitgliedern der serbischen Geheimorganisation „Schwarze Hand“ ermordet.

12 Am 23. Juli 1914 überreichte Österreich-Ungarn an Serbien ein auf 48 Stunden befristetes Ultimatum, mit z.T. unannehmbaren Forderungen, wie die rigorose Strafverfolgung der Verschwörer und ihrer Hintermänner und die Einbindung österreichischer Dienststellen in die Untersuchungen. Die Regierung in Belgrad antwortete innerhalb der gesetzten Frist und akzeptierte die gestellten Forderungen zum großen Teil. Österreich ging die Annahme der Bedingungen jedoch nicht weit genug, brach die diplomatischen Beziehungen ab und erklärte Serbien am 28. Juli 1914 den Krieg. Am 29. Juli wurde mit der Beschießung Belgrads begonnen.

fragte, ob Herr von Stauss ins Feld gehen wuerde, aber der Minister meinte, wir hier sind natuerlich alle unabkoemmlich. Es seien ja ein paar Leute im Landtag, die noch an 1866 daechten und er wisse nicht ob ... aber da fiel ihm der Direktor von der Deutschen Bank ins Wort und sagte, sowas auch nur auszusprechen ... und mein Vater meinte vorsichtig, ob er als Jurist mal bemerken duerfe, dass die Aussenpolitik doch in Berlin gemacht werde, gemaess unserer Verfassung, und warum sich aufregen. Und wenn unsere Tegernseer Bauernburschen das feststehende Messer rauszoeegen, da wuerde es was geben. Direktor Lindenmayer von der Mechanischen Baumwollspinn- und Weberei in Augsburg fuhr am 26. Juli heim weil mit seinen Baumwoll-bezuegen was nicht in Ordnung sei. Und Vater war abends recht betruebt. Ich wusste nicht recht was los war. Abends weinte Mutti, denn von einer lieben alten Freundin, Le Fabre von Paris, mit denen wir uns letztes Jahr 4 Wochen in Interlaken vergnuegt hatten, kam ein Telegramm: „Liebe Freundin, haben unsere Maenner denn gar keinen Einfluss stop wir haben einen Sohn stop was kann man denn da bloss tun stop. Ich habe so Angst.“ Vater war wuetend und bruellte, „nein, wir haben keinen Einfluss. Unsere bayrischen Bauernburschen muessen sich totschiessen lassen, weil die Herren von der Deutschen Bank in Berlin ... ach es ist ja zu dumm ...“ und er rannte hinaus und ich glaube er weinte und draussen zogen die Burschen zum Bahnhof, mit der Feder vorn am Hut, vorn, das ist das Zeichen „es geht zum Raufen“ wenns Kirchweih ist. Und sie sangen: „Siegreich wolln wir Frankreich schlagen, sterben als ein tapfrer Held.“ Und Mutter schrie auf: „Max“. Das war ihr einziger Bruder, Reserveleutnant bei der berittenen Artillerie, und weinte. Am naechsten Tag war Mobilmachung¹³. Vater erhielt ein Telegramm, dass sein Urlaub unterbrochen sei und wir fuhren heim. Mit Hilfe des Telegramms bekamen wir eine Fahrkarte, aber unsere Koffer kamen nicht mit. Wir mussten sie spaeter holen. Ueberall Viehwagen, voll mit unseren prachtvollen Oberbayrischen Burschen, blumengeschmueckt, und die Wagen mit allen Arten von Inschriften verziert. „Grimmiger Volkshumor“, sagte Vater. Der Koenig sagte, „viel Feind viel Ehr.“ Mutter sagte:

13 Am 1. August 1914 erfolgte eine allgemeine Mobilmachung in Deutschland und Frankreich, und am Abend des gleichen Tages die deutsche Kriegserklärung an Rußland, als Antwort auf dessen Generalmobilmachung. Am 3. August 1914 erging die deutsche Kriegserklärung an Frankreich und die deutsche Armee marschierte in das neutrale Belgien ein. Damit trat für Großbritannien der Bündnisfall ein; am 4. August 1914 wurde die Kriegserklärung übergeben.



Foto: Max Mohr

„der hat leicht reden, seine Soehne sind felddienstuntauglich,“ der Kaiser sagte, er kenne keine Parteien mehr, nur noch Deutsche, und Vater meinte, das haette eigentlich ohne Krieg auch schon so sein sollen, und dann kamen die ersten herrlichen Siege in Belgien. („In Belgien?“ sagte Vater) und Onkel Max schrieb, dass er schon die Tuerme von Paris sehen koenne, und das Eiserne Kreuz¹⁴ habe und an Weihnachten sei alles vorueber. „Ja, wir Deut-

14 Das Eisernes Kreuz oder EK wurde 1813 vom preußischen König Friedrich Wilhelm III. als Tapferkeitsorden in den Befreiungskriegen zum ersten Mal gestiftet. 1870 und 1914

schen sind halt doch bessere Soldaten als die ganze Welt,“ meinte Vater und nahm seinen Michaelsorden¹⁵ heraus, wenn wir Sonntags zur Kirche gingen. Mutter war im Roten Kreuz taetig und in der Kriegsfuersorge. Wir machten Sandwiches an der Bahn und schenkten Tee aus an die Soldaten und alles war froh und gluecklich wie bei einem grossen Oktoberfest und nachmittags war Mutter auf der Fuersorge und sie machten Listen fuer alle die Leute, die nun keinen Familienernaehrer mehr hatten. Die Koenigin kam und drueckte ihr die Hand und sagte: „wir werden siegen, weil wir siegen muessen,“ und beide schauten sich tapfer an und Mutter bekam spaeter das Ludwigskreuz und den Roten Kreuzorden und Vater bekam auch einen Orden und ich bekam das Hilfskreuz fuer meine Hilfe beim Roten Kreuz. Onkel schickte ein Paeckchen mit Blumen aus dem Aillywald und er schrieb: „die naechsten Blumen kommen aus dem Park von Versailles.“ Es war eine grosse Zeit ...

Unsere Freunde in Paris, Petersburg, London usw. wurden stumm. Der Vorhang fiel. Deutschland ueber alles. „Viel Feind, viel Ehr,“ hatte unser Koenig Ludwig gesagt.

Am 15. September kam ich ins Gymnasium. Weiss blaue und schwarz weiss rote Fahnen ueberall, denn es war wieder irgend eine Nordfranzoesische Festung gefallen. Im Klassenraum war eine ueberlebensgrosse Landkarte mit Bunten Nadeln, die wir fuer 4 Jahre jeden Tag umsteckten, um den Fortschritt unserer „Helden draussen“ immer vor Augen zu haben. Der Rektor begriesste uns mit einer langen Ansprache, dass wir stolz sein muessten in unserer grossen Zeit leben zu duerfen, dass der Zar der Perserkoenig Darius sei und Hindenburg sei Leonidas¹⁶ von Tannenberg und dass wir die Aufgabe haetten, die Welt vom Zarismus, von englischem Kraemergeist und franzoesischem Kulturverderb zu retten und dass wir griechischen Geist mit Roemischem Heldentum verbinden muessten und dass kein Wort grosser sei als: dulce et decorum est pro patria mori¹⁷ und dass er stolz sei dass schon drei Soehne dieses Gymnasiums in Flandern gefallen seien.

wurde der Orden erneuert. Er wurde verliehen als Großkreuz und Eisernes Kreuz erster und zweiter Klasse: I. Klasse zum Anstecken, II. Klasse am schwarz-weißen Ordensband.

15 Bayrischer Verdienstorden (1693-1918) vom Hl. Michael.

16 Um 485 bereitete der Perserkönig Darius I. (griech. Dareios) einen großen Feldzug gegen die Griechen vor. Einige griechische Städte blieben neutral, die übrigen schlossen sich unter Führung Spartas zusammen. Spartas König Leonidas verteidigte die Griechen am Thermopylenpaß. Nach Verrat fiel Leonidas mit 1400 Kriegern.

17 Römisches Sprichwort: „Süß und ehrenvoll ist es für das Vaterland zu sterben“. Aus den Oden des Horaz (65-8 v. Chr.).

Es fielen mehr als drei- bei jedem Siegesfest kamen mehr Frauen mit schwarzen Kleidern und mehr Maenner mit einem schwarzen Seidenstreifen am Aermel auf den ein eisernes Kreuz aufgestickt war. Wir siegten und siegten und hatten schulfreie Tage. Wir tauschten Bilder, ein Hindenburg war drei Mackensen wert, aber ein Kapitaen Weddigen ging fuer zwei Hindenburg. Es war eine herrliche Zeit. Fuer jedes Goldstueck, das wir unseren Eltern abbettelten und in der Schule gegen Papiergeld abgaben, gab es einen Schulfreien Tag. Spaeter lieferten wir auch das alte Kupfer ab, das in der Kueche an der Wand hing, dann Goldschmuck, Silberschmuck und schliesslich sogar Messing. Dann wurde das Essen knapp. Es gab Marken fuer alles. Meine Brotration fuer die Woche war am Dienstag aufgegessen, in kleinen Kruemchen, die ich meiner Mutter abbettelte, am Mittwoch ass ich den Rest von Mutters Ration, am Donnerstag Vaters. Manchmal, wenn ich von der Schule kam, weinte Mutter. Wir assen Kohl und hartes Rindfleisch. Dann Kohl ohne Rindfleisch. Dann Schweinerueben. Manchmal nur ein Stueck feuchten, dunkel aussehenden Kuchen. Zucker gab es lange nicht mehr, nur Saccharin. Kleider auf Bezugschein. Einmal kam Mutter weinend heim und sagte, ein Schreiber von Vaters frueherem Amt sei an der Bezugscheinstelle und habe gesagt, „aber gnaedige Frau, Sie koennten doch erst mal Ihren Pelzmantel abtragen, bevor sie einen Wollenen beantragen.“ Ich bekam einen Anzug aus unserer Samtbordiere aus dem Musikzimmer und Mutter einen Hut aus dem Uniformsschiffhut von Vaters Fronleichnamsprozessions Uniform.

Mutter sagte, „wollen wir doch mal anfangen, unsere Freunde auf dem Land zu besuchen. Die haben doch mal ein Stueckchen Kaese oder ein Pfund Brot uebrig.“ Aber da wurde Vater wild. „Ich weiss,“ sagte er, „dass viele einfache Leute hamstern. Aber wir haben Pflichten. Ich bin ein Koeniglich Bayrischer Richter. Denk an die Inschrift ueber unserer Polizeidirektion: „Der Schwache sucht nach Freiheit nur allein, der Starke sucht nach Ordnung und Gesetz.“ Onkel kam auf Urlaub aus dem Feld. Mutter nahm einen Tag frei von ihrer ehrenamtlichen (d.h. unbezahlten) Arbeit auf der Kriegsfuersorge und wir gingen spazieren. Ich wollte hoeren, wieviel Franzosen er schon erschossen haette. Er sagte bloss: „Ich hoffe immer, unsere Batterie schieisst daneben.“ Ich fand, er war kein richtiger Held mehr. Er hatte schon mehr als 10 hohe Orden, seit er auf Patrouille in einen Vorort von Paris geritten war, aber er hatte sich sehr geaendert. Er sprach ueberhaupt nicht gern von seinen Heldentaten. Er liess mich seine „Gedichte aus dem Aillywald“ lesen, die erst 1920 gedruckt wurden und eines endete: „Glaube nicht, dass alle Helden

sind. Seltsam gleich entsteigen sie dem Grabe, seltsam gleich ist ihre leichte Habe, Schritt und Stimmen klingen gleich wie Wind.“ Ich fuerchtete, er wuerde ein Sozialdemokrat. Er winkte ab, bevor die Soldaten stramm stehen konnten und einen Verwundeten, der auf Kruecken ankam und wegsah, gruesste er zuerst. Unerhoert.

Er kam hinaus, war in der Sommeschlacht¹⁸, und wurde als vermisst gemeldet. Nach langen Monaten vergeblichen Schreibens gelang es meinem Vater, durch das Rote Kreuz in der Schweiz, ausfindig zu machen, dass er in englischer Kriegsgefangenschaft war. Er stellte sich dort verrueckt – er kannte alle Symptome, weil er Psychiatrie studierte, gerade als der Krieg ausbrach, und wurde ueber Holland ausgetauscht. Er erzaehlte, als er zurueckkam, dass wir den Krieg verloren haetten. Das habe er gemerkt, als er von der deutschen Schweinsruebenernaehrung hinter die englische Front kam und die dortigen Ausruestungen sah. Er schrieb einen Bericht an einen Freund im Hauptquartier und bekam eine hochmuetige und einsichtslose Antwort. Darauf sandte er die etwa 15 Orden zurueck, die er inzwischen erhalten hatte, mit einem Brief, von dem mein Vater fuerchtete, er wuerde ihn vor ein Kriegsgericht bringen. Aber es kam nichts. Im Winter 1917 ging er wieder zu seiner Batterie. Mein Onkel erzaehlte mir nur ein Abenteuer aus dem Krieg und sagte, das solle in den Schulbuechern stehen, anstelle der dummen Heldengeschichten: Er sah, wie ein deutscher Kriegsgefangener, ein junger Student, wegen einer Tat, die auf der einen Seite ein Heldenstueck war und auf der anderen ein Verbrechen, von einer Abteilung englischer junger Studenten standrechtlich erschossen werden musste. Die Englaender sammelten eifrig bayrische Uniformknoepfe auf denen ein Bayrischer Loewe ziseliert war und baten den Deutschen, sie die Knoepfe abschneiden zu lassen. Der Deutsche sagte hoeflich laechelnd: „Please, comrad, go ahead,“ und als die anderen die Knoepfe abschnitten, fiel ein Knopf zur Erde. Alle bueckten sich mit viel hoeflichen: „Please,“ und „Nicht doch“ und es war wie auf einer party von einigen gut erzogenen Jungen aus guten Familien. Dann gingen die Englaender drei Schritte zurueck und ein paar Schuesse krachten. Hinterher kamen sie zu meinem Onkel und die Helden, nach vier Jahren Heldentaten und grossen Redensarten, schaemten sich nicht, sich zu einem Deutschen gefangenen Offizier auf die Erde zu setzen und mit ihm zu heulen wie kleine Kinder. „Das ist der Krieg,“ sagte mein Onkel, „das und der Durchfall, und

18 Zwischen dem 24.6. und 26.11.1916 kam es zum Großangriff französischer und vor allem englischer Truppen an der Somme.

nicht das sinnlose Heldenzeug, das dir deine Professoren erzahlen. Am blutigen Durchfall sterben oder von reizenden jungen Studenten erschossen werden muessen, nicht mit dem blitzenden Schwert in der Heldenbrust mit Musik und Walkueren.“ So sagte mein Onkel, nachdem er ein grosses Paket Orden an den Kaiser zurueckgeschickt hatte.

Inzwischen ging das Leben zuhause mit Hungern und Frieren weiter. Im Sommer 1918 waren wir wie ueblich mit Hartspiritus und ein paar Saecken Rueben und einer „Reise-Rationen-Uebertragungskarte fuer Brot und Fleisch“ nach Schliersee in die Sommerfrische gegangen, bevor ich, mit 14 Jahren, als Pfadfinder zu einem militaerischen Ausbildungskurs einberufen wurde. Nahe Schliersee ist ein kleines Braunkohlenbergwerk in Hausham und die Arbeiter dort promenierten jeden Abend vor den Hotels mit Tafeln: „Die reichen unabkoemmlichen Schlemmer schlemmen mit dem Blutsold des Arbeiters.“ Nach zwei Tagen fuhren wir wieder ab. Ein Kommerzienrat hatte erst die Polizei angerufen, aber die sagte ihm, er solle vielleicht doch besser auch abreisen.

Mutter hatte den Auftrag von der Regierung durch Vortraege, „die Stimmung“ unter dem „Volk“ zu heben. Das war besonders notwendig, seit Amerika den Krieg erklart hatte.¹⁹ Ich erinnere mich gut, wie sie zuhause memorierte: „Wir werden den Krieg gewonnen haben, bevor der erste Amerikanische Soeldner durch die Deutsche Unterseeboot Sperre kommt.“ Sie kam heim und erzahlte, dass sie sich vor den abgehaermt und ausgehungerten Frauen und Witwen geschaemt hatte. Sie selbst glaubte kein Wort von dem, was sie erzahlte.

Es war das Ende. Soldaten schossen auf ihre Ausbildungsoffiziere um nicht ins Feld zu muessen, 17jaehrige Soldaten weinten am Bahnhof und warfen ihre Gewehre aus dem ausfahrenden Zug – es war vorbei –.

Nur in der Schule ging das „dulce et decorum“ weiter, aber als ein Professor, der seinem 16jaehrigen Jungen verboten hatte, sich zu dem Ausbildungskurs, an dem ich als 14jaehriger teilnahm, zu melden, als dieser Professor sagte, er ist stolz, dass aus unserem Gymnasium schon mehr als 50 den Heldentod gefallen waren, da stand ein 18jaehriger Student auf, ging auf das Podium und schlug dem Professor ins Gesicht. Der Student hatte das Eiserne Kreuz,

19 Am 6.4.1917 trat die USA in den Krieg ein.

hatte ein Bein verloren, und so geschah nichts. Der Professor bekam Urlaub und wurde dann versetzt. Wir hatten einen Tag schulfrei.

Die Front brach zusammen.²⁰ Die Italiener waren angeblich in Tirol und bereit nach Bayern zu kommen, Soldaten kamen heim ohne Urlaub, zogen vielfach auf die benachbarten Doerfer und pluenderten die Bauern. In einem Dorf warfen sie Handgranaten und ernteten alle Obstbaeume ab. Die Polizei war machtlos. V. Dandl, der Minister des Koenigshauses, ein Freund meines Vaters, riet dem Koenig abzudanken. Der Kaiser sei bereits geflohen. Unser Pfadfinderausbildungskurs unter Oberst von Xylander wurde aufgeloeset und der tapfere Oberst versteckte sich in einer Jagdhuetten im Gebirge. Wir – ohne die ordengeschmueecten Helden – exerzierten weiter und eine halbbetrunkenene Gruppe von Soldaten schenkte uns dazu ein neuestes Maschinengewehr, weil sie es nicht mehr brauchten. „Viel Vergnuegen,“ sagten sie, „nun haltet mal ihr ‚den Kopf hin‘, wir tuns mit dem entgegengesetzten Koerperteil.“

Lebensmittelgeschaefte wurden gepluendert. Grosse Tore am Bahnhof, mit Inschriften: „Die befreite Heimat gruesst ihre heimkehrenden Brueder.“

Das „Gruessen“ bestand darin, ihnen die Orden und Uniformabzeichen abzureissen. Matrosen und Russen tauchten ueberall auf und hielten Reden. Der sozialdemokratische Abgeordnete Auer bat um Hilfe der Polizei gegen den Polen Eisner, der eine Raeterepublik gruenden wolle – die Polizei rueckte aus, aber unter Schussverbot. Auer bat um demokratische Reformen und um Hilfe – die Bayrische Regierung versuchte vergebens mit Berlin Verbindung zu bekommen – dankte ab. Eisner hielt eine Versammlung auf der Theresienwiese und besetzte mit seinen Leuten die Regierungsgebäude. Der freie Volksstaat Bayern war gegruendet.²¹

20 Am 3.-4.11.1918 brach die oesterreichische Front in Oberitalien zusammen, am 4. November 1918 kam es zum Waffenstillstand von Padua. Der Erste Weltkrieg endete am 11. November 1918 mit dem Waffenstillstand von Compiegne.

21 Am 7. November kam es nach einer gemeinsamen Veranstaltung der SPD, USPD und Gewerkschaften zu einer Massendemonstration von 200000 Menschen. Der oertliche USPD-Vorsitzende Eisner fuehrte die Demonstranten zu den Kasernen. Soldaten schlossen sich an, und die Menge besetzte die oeffentlichen Gebaude. Es bildete sich ein Arbeiter- und Soldatenrat mit Eisner als Vorsitzenden, und Bayern wurde zum „Freistaat“ ausgerufen. USPD und MSPD bildeten am 8. November eine Koalitionsregierung, mit Eisner als Ministerpraesident und Auer (MSPD) als Innenminister.

Das Hungern ging weiter – schlimmer als zuvor, denn das Rationierungssystem war zerstört. Hinter den Matrosen und Russen tauchten Französische Offiziere in leuchtenden rotblauen Uniformen auf. Sassen in den Kaffees, tanzten, lachten und kauften Streichholzschachteln von bettelnden Kriegsverletzten oder Soldatenwitwen. In der Schule bekamen wir Quakerbrot und Kakao von den Quakern aus Amerika. Sonst bekamen wir oft tagelang nichts zu essen. Vater fuhr mit einem befreundeten Rechtsanwalt aufs Land und brachte manchmal einen halben Liter Milch oder ein Ei oder ein Stück Brot nachhause. Das war dann ein Fest, wenn ich ein gekochtes Ei ass. Mutter sah glückstrahlend zu und Vater sagte, er habe keinen Hunger, er habe gestern auf dem Land ein richtiges friedensmaessiges Butterbrot gegessen.

Nach und nach bekamen wir von alten Freunden auf dem Land und aus Amerika Esspakete und die Zukunft sah rosiger aus. Vater ging aufs Gericht wie immer, ich las Homer in der Schule, und Mutter loeste die Kriegsfuersorge auf. Einen Vaterlosen Jungen nahmen wir in unser Haus auf.

Die neue Regierung druckte Flugblaetter, was sie alles fuers Volk tun werde und alles ging seinen alten Gang. Nur die Preise stiegen und die Bauern wollten nichts mehr fuer Geld verkaufen. Vater schleppte Bilder, alte Anzuege u. Spielsachen aufs Land, um Essen einzutauschen. Vater meinte, wenn er mal wieder eine Zigarre anstelle des von mir als Pfeifentabak gesammelten Buchenlaubes rauchen koenne, waer alles wie im Frieden. Selbst Onkel Max fuhr wieder Ski in Tegernsee.

Da, im Fruehling 1919 kam Vater eines Tages heim und sagte: „Nun musste der Idiot Graf Arco mitten im Wiederaufbau den Kurt Eisner erschliessen.²² Wir werden ja was erleben.“ Und wir erlebten was.

Autos und Lastautos mit Soldaten und Arbeitern fuhren herum, schossen in die Luft, Schiesserei im Landtag, die Raeterepublik Bayern wurde ausgerufen. Die Regierung floh nach Bamberg, Vater musste zur Bank und unser Safedepot oeffnen (aber der Kommissar kannte ihn und liess ihn erst alles

22 Am 21. Februar 1919 erschoss Graf Arco-Valley den bayerischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner, als dieser auf dem Weg ins Parlament war, um seinen Rücktritt zu erklären. Seine Partei, die USPD, hatte bei der Wahl am 12. Januar eine vernichtende Niederlage erlitten. Kurz nach dem Mord an Eisner schoss ein Mitglied des Revolutionären Arbeiterrats im Landtag auf den Vorsitzenden der bayerischen MSPD, Erhard Auer, und verletzte ihn schwer.

herausnehmen, dann beschlagnahmte er das leere Fach). Er musste mitunterschreiben, dass die Gefaengnisse geoeffnet werden duerften. Es gab ein paar Pluenderungen in den Geschaeftsstrassen, ein paar neue Flugblaetter, was alles fuers Volk getan werden werde und neue Briefmarkenueberdrucke. Die Preise stiegen von neuem, Mutter musste einen Untermieter ins Haus nehmen, wegen der Wohnungsnot, und ging sicherheitshalber ohne Hut zum Einkaufen, weil der Hut das Zeichen des Bourgeois ist und Unannehmlichkeiten beim Anstehen vor den Laeden brachte. Unser letztes Dienstaedchen mussten wir entlassen, weil das Essen zu teuer wurde, und dann war das Gleichgewicht wieder hergestellt.

Ploetzlich hiess es: „Buergerkrieg“. Die Wuerttembergische Reichswehr kommt gegen die Muenchner Raeterepublik. Der Portier vom Nebenhaus war ein Kommunist und hatte daraufhin eine ueberlebensgrosse rote Fahne aus dem Fenster gehaengt, und kam und wollte dass wir das selbe tun. Vater sagte, er taete es gerne, aber er habe keine rote Fahne. „Oh“, meinte der Portier, „morgen schicke ich Ihnen eine. Wir bekommen sie von Russland geliefert.“ Nachts schlich ich mich aus dem Bett und nahm mein groesstes Tintenfass und faerbte die vordere Haelfte der roten Fahne unseres Nachbarn schwarz. Als er erwachte, fand er an seinem Fenster die schwarz-rote wuerttembergische Fahne wehen, recht zur Begruessung der wuerttembergischen Reichswehr, die vor den Toren Muenchens gegen Tollers „Rote Armee“ kaempfte. Um 8 Uhr kamen 6 Rotgardisten um mich zu verhaften, da ich unter Verdacht der Sabotage sei. Vater sagte ich sei noch im Bett und bot den Helden Schnaps an. Bald war eine volle Verbruederung im Gange und ich hoerte sie singen und den Gardistenhaeuptling sagen: „Wenn halt alle ‚Großkopferten‘ so volkstuemlich daechten (wie mein Vater), dann braeuchts alle die ver ... Revolutionen nicht und wir haetten wieder unser altes koenigliches Hofbraeu,“ und das sei doch eigentlich alles Unsinn. Da donnerten unten die Geschuetze der Reichswehr vorbei. Mein Vater meinte es sei Zeit fuer das Verhaftungskommando, zur Hintertuer zu verschwinden, was auch alsbald geschah.

Wenn ich mit ins Luitpoldgymnasium gefuehrt worden waere, waere ich damals mit den beruehmten Muenchner Geiseln erschossen worden. Die Reichswehr war aber auch nicht besser. Tagelang Schiessen und Pluendern

und Morden. Wir blieben brav zuhause und sahen uns die Sache hinterher in Ruhe an.²³

Alles ging weiter wie zuvor. Wir lasen wieder Homer im Gymnasium. Vater konzentrierte sich weiter auf Rechtsfaelle und Landbesuche. Mutter stand Schlange vor den Laeden. Nur das Geld wurde knapper und knapper.

Wir schimpften auf die Regierung. Und auf die auslaendischen Kommissionen, die im Regina Palast Hotel und in den „Vier Jahreszeiten“ schlemmten. In der Schule wurde uns erklart, dass Deutschland den Krieg gewonnen haben wuerde, wenn nicht der internationale Jude die siegreiche Armee von hinten erdolcht haette.²⁴ In unserer Klasse war ein Jude und auf Beschwerde seiner Eltern erklarte der Professor, dass natuerlich nicht alle Juden internationale Juden seien, er habe nur die gemeint, die jetzt von Russland in Scha-

23 Am Tag der Ermordung Eisners erklarte der Vollzugsausschuß der Arbeiterräte in München den Belagerungszustand und rief zu einem dreitägigen Generalstreik auf. Einen Tag später berief eine allgemeine Münchner Räteversammlung einen Zentralrat der bayerischen Republik, dem Vertreter der USPD, MSPD, KPD und der Bauernräte angehörten und dem der Augsburgener Lehrer Ernst Nikisch, ein linker Sozialdemokrat, vorstand. Das aus den demokratischen Wahlen hervorgegangene Parlament wählte am 17. März Johannes Hoffmann von der MSPD zum Ministerpräsidenten, entgegen den Vorstellungen des Zentralrates. Die Augsburgener Räte votierten am 3. April für eine Räterepublik, dieser Forderung schloß sich der Zentralrat in München in der Nacht vom 6. auf den 7. April an. Die Räterepublik wurde proklamiert; die Regierung Hoffmann wich nach Bamberg aus. Regierungstruppen versuchten die Räterepublik zu stürzen, ohne Erfolg, die „Rote Armee“ ging als Sieger aus den Kämpfen hervor. Daraufhin übernahmen am 13. April die bayerischen Kommunisten unter Führung von Eugen Levine die Macht in München. Ernst Toller, der dem weniger radikalen Flügel der KPD angehörte, übernahm am 27. April die Führung und nahm Verhandlungen mit der Regierung Hoffmann auf. Doch die Regierung ließ sich darauf nicht ein. Nachdem am 30. April zehn Geiseln von den Rotgardisten ermordet worden waren, erhielten auf Anweisung des Reichswehrministers Noske die bayerischen Freikorps militärische Unterstützung von Württembergischen Freikorps und von Truppen der sich neu formierenden Reichswehr. Sie rückten am 1. Mai in München ein, dem zuvor ausgeübten „Roten Terror“ folgte nun der „Weiße Terror“; bei diesen Auseinandersetzungen verloren auch viele Unbeteiligte ihr Leben. Von den ca. 600 Toten gehörten 38 den Regierungstruppen an, 335 waren Zivilisten. Am 3. Mai war die zweite Münchner Räterepublik niedergeworfen. Eugen Levine wurde wegen Hochverrats zum Tode verurteilt und am 5. Juni 1919 hingerichtet, Ernst Nikisch erhielt zwei Jahre Haft (vgl. Longenrich 1995, S. 90f, Winkler 2000, S. 396f).

24 Die „Dolchstoßlegende“ war im letzten Kriegsjahr entstanden und sie besagte, daß die Armee nicht im Felde besiegt, sondern in der Heimat „von hinten erdolcht worden“ wäre, so eine Formulierung von Hindenburg. Vor dem Untersuchungsausschuß der Nationalversammlung, der damit beauftragt war, die Ursachen für den Zusammenbruch Deutschlands aufzuklären, zog Hindenburg, der als Zeuge geladen war, am 18.11. 1919, diese klassische Folgerung. Angeblich hatte ein ungenannter englischer General diese Äußerung von sich gegeben (vgl. Winkler, S. 402).

ren hereinkamen. Zuhause erklarte mir mein Vater, das sei alles Unsinn und ein freies Volk muesse auch einmal eine Niederlage einsehen und wiedergutmachen koennen. Kleine Geister suchen dann nach „Schuldigen“ und ich solle besonders nett gegen meine juedischen Mitschueler sein. Das war leicht gesagt, aber die steten Angriffe in der Deutsch Stunde und Geschichtsstunde gegen die Juden isolierten diese von allen gemeinsamen Taetigkeiten. Im naechsten Jahre hatten wir zwei Juden in der Klasse, der Vater des einen war Schuhhaendler, der des anderen Rechtsanwalt. Ich war gewaehlt, die Tanzstunde zu arrangieren und ein paar Mitschueler waren in die nationale Jugendbewegung eingetreten und machten zur Bedingung, dass kein Jude mitmachen duerfe. Ich erzaehlte das daheim und mein Vater sagte: „dann wirst du dein Amt niederlegen.“ Ich erzaehlte das im sogenannten „Klassenrat“, und daraufhin wurde der Antrag gegen die Juden zurueckgezogen. Am Nachmittag kam der Rechtsanwaltssohn zu mir und meinte, wir sollen doch den Kaufmannsohn nicht einladen. Zwei Juden seien doch bei der heutigen Stimmung zu viel. Ich erklarte ihm deutlich, was fuer Schluesse ich aus dieser Anregung fuer seinen Charakter zoege und dass der Antrag zurueckgezogen sei und die Debatte darueber geschlossen. Mein Vater sagte, ich solle solche Debatten vermeiden, das ganze Hetzen gegen die Juden sei eine Schande.

Im selben Jahr wurde der Minister Rathenau ermordet.²⁵ Ein Professor Ruge aus Heidelberg kam und besuchte meine Eltern und hielt eine richtige Rede in unserem Haus, dass die Deutsche Intelligenz gegen die Juden und Freimaurer zusammenstehen muesse und dass wir alle Fremden hinauswerfen muessen und schliesslich sagte mein Vater, das sei ja alles recht interessant, aber er sei Richter und gewohnt beide Teile zu hoeren, und er kenne einen ausgezeichneten juedischen Rechtsanwalt und er werde diesem alles erzaehlen, vielleicht koennte der Fall gegen die Juden dann objektiv geklaert werden. Professor Ruge fuehlte sich dadurch merkwuerdigerweise aeusserst beleidigt und sagte, er habe gehofft in ein kerndeutsches Haus zu kommen und er werde uns nicht mehr belaeistigen. Am naechsten Morgen, dem Tag

25 Aufgehetzt von Rechten, die in dem Außenminister den „Erfüllungspolitiker“ (für die Siegermächte) und den Juden sahen, wurde Walther Rathenau am 24. Juni von zwei Attentätern erschossen. Die Mörder waren der Oberleutnant zur See a.D. Erwin Kern und der Leutnant der Reserve Hermann Fischer. Beide gehörten der „Organisation Consul“ und dem „Deutschvölkischen Schutz und Trutzbund“ an. Die beiden wurden am 17. Juli auf Burg Saaleck bei Kösen von der Polizei ausfindig gemacht. Kern starb bei dieser Aktion an einer Schußverletzung, Fischer beging daraufhin Selbstmord (vgl. Winkler, S. 425).

nach dem Bekanntwerden des Rathenaumordes, wurden wir in die Aula gerufen und der selbe Professor Ruge aus Heidelberg hielt eine grosse Rede, dass das Ereignis in Berlin kein Mord gewesen sei, denn Menschen koenne man ermorden, eine Judensau²⁶ werde geschlachtet oder besser, kicherte er, geschaechtet. Die Juden in unserem Gymnasium sassen da mit roten Koepfen und wunderten sich, wieso sie die herrliche deutsche Armee von hinten erdolcht hatten. Kommerzienrat Lindenmeyer von der Mechanischen Baumwollspinnerei und Weberei, Mitglied des Reichswirtschaftsrates und Direktor Maser von der Deutschen Bank waren an einem dieser Tage bei uns zum duennen Nachkriegstee eingeladen und mein Vater erzaelte ihnen von dieser „Siegesfeier“ und sie fanden, es sei eine Schande, aber man solle doch auch nicht vergessen, dass das „Deutschbewusstsein“ in den Jungens nicht frueh genug geweckt werden koenne, und dass die Juden immerhin ein Fremdkoerper seien und dass sich Deutschland heute enger zusammenschliessen muesse und alles Fremde einem „bewussten Ausscheidungsprozess unterziehen“ muesse.

Einer unserer Professoren war auf der alliierten Auslieferungsliste wegen seiner Verwaltungstaetigkeit in Belgien. Natuerlich geschah nichts gegen ihn, aber er war das Reklamestueck des Gymnasiums. Er gab uns einmal einen Aufsatz darueber, ob man Gefangene erschiessen duerfe, wenn man nicht genug Bewachungsmannschaften bereit habe, und ich dachte, vielleicht drueckt ihn irgendwo das Gewissen und er will sich durch unsere Antworten absolvieren. Ich schrieb aber unbarmherzig: Nein, man duerfe Gefangene nicht erschiessen, aus moralischen, rechtlichen und politischen Gruenden. Von dieser Zeit an hatte ich bei ihm verloren, und wurde auch nicht in den deutschen Club eingeladen, den er gruendete.

Oberst von Xylander und Mayor von Hoesslin waren inzwischen wieder aufgetaucht und bemuehten sich, die Pfadfinderbewegung wieder ins Leben zu rufen. Wir kamen aber nicht, wenigstens nicht die Mehrzahl, sondern schlossen uns dem „Neudeutschen Pfadfinderbund“²⁷ an. Das war ein Teil der

26 Vermutlich eine Anspielung auf ein Studentenlied, mit dem Rathenau verhoehnt wurde, und in dem es heisst: „Knallt ab den Walther Rathenau, die gottverdammte Judensau“ (vgl. v. Krockow 1990).

27 Ab 1908 gab es in Deutschland Pfadfindergruppen, die sich 1911 im „Deutschen Pfadfinderbund“ zusammenschlossen. Reformer innerhalb dieses Bundes trafen sich 1919 auf der Burg „Schloß Prunn“ im Altmuehltal; die Sueddeutschen unter dem Namen „Neudeutsche Pfadfinder“, die Norddeutschen nannten sich „Jungdeutsche Pfadfinder“. Der alte Pfadfin-

sogenannten Jugendbewegung, eine Art romantischer Flucht aus dem bürgerlichen Alltag. Wir sangen die alten herrlichen Volkslieder, Kriegslieder aus dem dreissigjährigen Krieg, und suchten auf unseren Wanderungen meist alte zerfallene Burgen auf, hatten Speere, Wimpel und Samtbaretts und schliefen grundsätzlich nur am Lagerfeuer. Auf unseren Heimabenden diskutierten wir das „Geloebnis vom Hohen Meissen“,²⁸ eine Erklärung der Deutschen Jugendbewegung von 1913. Ich wurde bald Gruppenführer. Bald tauchte auch hier das Judenproblem auf, dadurch, dass ein paar sich weigerten mit dem Juden, der in einer anderen Gruppe aufgenommen worden war zusammenzukommen. Daraufhin war eine Führersitzung und ein paar meinten, sie haben immer schon den zersetzenden Einfluss der Juden gefürchtet und nun hätten wir es also. Ein Junge sagte, der zersetzende Einfluss sei doch von der anderen Seite, der Jude habe doch gar nichts getan, aber da wurde ihm erklärt, das sei es eben gerade, schon das bloße Dasein der Juden wirke zersetzend und es wurde mit Mehrheitsbeschluss gegen ziemlich viele Stimmenthaltungen und keine Gegenstimme beschlossen, die Juden in Zukunft auszuschliessen. Der arme Sündenbock trat daraufhin selbst aus.

Inzwischen hatten wir uns einer Zentralstelle in Berlin angeschlossen, weil wir dadurch alle möglichen Vergünstigungen auf Fahrt gewannen. Leiter war ein Pfarrer in Potsdam, namens Sonntag und er machte die Bestimmung, dass jede Gruppe mindestens einmal im Jahr einen Auslandsdeutschen Ort in Böhmen oder Siebenbürgen oder sonst irgendwo besuchen müsse. Es waren noch eine Menge anderer Bestimmungen neu, natürlich eine gegen die Juden, eine gegen Auslandsfahrten, ausser im Falle von Auslandsdeutschenbesuchen, und dergleichen mehr. Ein paar Väter von Jungens sprachen mit mir, dass sie enttäuscht seien, dass ich so ins reaktionäre Fahrwasser käme, aber ich beruhigte sie und meinte, das sei so eine Modesache. Ein paar traten aus. Eine sozialistische Jugendbewegung wurde gegründet, ebenso der Jungdeutsche Orden²⁹, mit meistens abgemusterten Offizieren an

derbund teilte sich 1921, die Reformer gründeten ihren eigenen Bund, den „Bund deutscher Neupfadfinder“ (vgl. Raasch 1991).

- 28 Am Hohen Meißner (nicht Meissen), einem Gebirgszug südöstlich von Kassel, fand am 11. und 12. Oktober 1913 der „Freideutsche Jugendtag“ statt. Die Teilnehmer gelobten: „Die Freideutsche Jugend will ihr Leben nach eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung in innerer Wahrhaftigkeit gestalten“ (Raasch 1991, S. 55).
- 29 Der „Jungdeutsche Orden“, gegründet 1920 von Arthur Mahraun, war ursprünglich eine paramilitärische Organisation mit nationalistischen und idealistischen Vorstellungen, die sich an vorindustriell-romantisierten Leitbildern orientierte und eine Überwindung des Parteiensystems und die Errichtung eines „Volksstaates“ anstrebte. 1929/30 ging vom Jung-

der Spitze, die jetzt als Bankangestellte ein aermliches Leben fuehrten, und sich freuten wieder kommandieren zu duerfen. Die Deutsche Jugendbewegung starb und politische Jugendbewegungen traten an ihre Stelle. Ein paar konfessionelle Buende wurden auch gegruendet, aber in unserer Stadt konnten die nicht recht aufkommen.

Reifezeugnis.	
..... <i>Steuers Sekretär</i>	
Sohn des <i>Oberrathenleutnantsverwesers Johann Steuf</i>	
in <i>Augsburg</i> , Bezirksamts <i>.....</i>	
geboren am <i>5. VII. 1904</i> zu <i>Witzburg</i>	
<i>evangelisch</i> Konfession, der seit <i>Oktober 1911</i> Schüler	
des <i>humanistischen Gymnasiums bei St. Anna</i> war und die IX. Klasse	
während des Schuljahres <i>1922/23</i> besuchte, hat sich im <i>Herbst</i> d. Jahres der Reife-	
prüfung unterzogen und ist nach dem Ergebnisse der Prüfung als befähigt zum Übertritt an	
die Hochschule erklärt worden.	
.....	
In der schriftlichen Prüfung waren seine Leistungen teils	
lobenswert, teils entsprechend, in der Religionslehre und in der	
Physik sehr gut. Auf Grund der Ergebnisse der schriftlichen	
Prüfung und des Jahresfortgangs wurde ihm die mündliche Prüfung	
erlassen.	
Sein Betragen war während seines Aufenthaltes an der Anstalt	
lobenswert, dagegen war sein Fleiß nicht gleichmäßig und gründlich	
genug.	
.....	
Im einzelnen lassen sich seine Kenntnisse nach den bei der Prüfung und während	
des Schuljahrs gegebenen Proben folgendermaßen bezeichnen:	
in der Religionslehre..... <i>sehr lobenswert</i>	in der Mathematik <i>mit Befriedigung</i>
„ „ deutschen Sprache <i>lobenswert</i>	„ „ Physik <i>lobenswert</i>
„ „ lateinischen Sprache <i>mit Befriedigung</i>	„ „ Geschichte <i>mit Befriedigung</i>
„ „ griechischen Sprache <i>mit Befriedigung</i>	„ „ <i>Geographie</i> <i>sehr lobenswert</i>
„ „ französischen Sprache <i>mit Befriedigung</i>	im Turnen <i>mit Befriedigung</i>
.....	
Augsburg, den <i>22. März</i> 1923.	
Der Ministerial-Kommissär:	Der Rektor:
<i>D. P. Geys</i>

deutschen Orden eine Parteigründung aus: Die „Volknsationale Reichsvereinigung“ schloß sich im Juli 1930 mit der Deutschen Demokratischen Partei zur „Deutschen Staatspartei“ zusammen (vgl. Longerich 1995, S. 207).

Inzwischen naehrte sich meine Gymnasiastenzzeit dem Ende und die Universitaet kam nahe. Das war freilich eine schlimme finanzielle Sache. Die meisten jungen Leute bekamen als Bankangestellte gute und stets steigende Gehaelter und das Gehalt von meinem Vater wurde mehr und mehr unzureichend. Aus den Haeusern war schon lange kein Einkommen mehr zu beziehen, wegen der steigenden Kosten und der Wohnungszwangswirtschaft.

Aber ich ging doch zur Universitaet Muenchen und studierte Rechtswissenschaft und Nationaloekonomie. Ich immatrikulierte im Februar 1923.

Das Ideal jedes Studenten ist die „Verbindung“, und ich wurde in einer grossen Menge eingeladen. Die Kneipen, die Kommerslieder und feinen Verbindungshaeuser machten einen grossen Eindruck auf mich. Da waren noch schwere altdeutsche Moebel und steinerne Bierkruege und gute alte Kommerslieder, wie sie mein Vater daheim auf dem Fluegel trommelte und nicht das weibische Gequieke der modernen Jazzmusik, die aus den Bars heraus-toente, wo die Schieber und internationalen Kommissionen ihre Devisen loswurden. Ich entschloss mich fuer das Korps Makaria, weil ich dort ein paar gute Freunde gewonnen hatte und weil das Korps ein Segelboot im Starnbergersee hatte. Wir tranken heftig auf meinen Entschluss und sie gaben mir ein Formular nachhause mit, auf dem alle Fragen standen, die ich beantworten musste. Mein Vater bat mich um das Blatt, ging damit in sein Studio und bat mich mit merkwuerdig ernstem Gesicht, zu kommen. Drin fragte er mich, ob ich sehr an diesem Korps haenge und dann, ob ich mich an meinen Grossvater erinnere, der eine Fabrik gehabt hatte und 1909 gestorben war. Ich bejahte beide Fragen aber verstand nicht was er meinte und mit grosser Vorsicht brachte er mir schliesslich bei, dass dieser Grossvater sich bei seiner Eheschliessung habe taufen lassen, und von Geburt ein Jude gewesen sei. Meine Eltern haetten immer gehofft mir diese schreckliche Eroeffnung ersparen zu koennen, aber er und Mutter haetten wiederholt anonyme Drohbriefe erhalten, ihre Ehrenaemter niederzulegen, sodass er vermuten muesse, die Tatsache werde irgendwie bekanntgemacht, wohl in einem der vielen Nationalen Clubs, und so muessen wir wohl die Konsequenzen ziehen. An diesem Abend gingen wir ins Theater, wo ein Stueck meines Onkels uraufgefuehrt wurde, und meine Eltern liessen mich fuer ein paar Tage nicht aus den Augen. Schliesslich erklaerte ich ihnen, sie braeuchten sich keine Muehe zu geben, ich sei zwar recht vor den Kopf geschlagen, wuerde aber deswegen noch lange nicht Selbstmord begehen. Meine Freunde im Korps Makaria waren genauso perplex und sagten bloss immer wieder: konnte dieser alte

Idiot von Grossvater nicht ein anstaendiger Raubmoerder oder so was sein, dann koennten wir dich mit Hallo aufnehmen. Den angebotenen Weg, zu erklaren, dass ich das Unglueck erst nach meinem Willen einzutreten, erfahren habe und deshalb rueckwirkend gutglaeubig beschwoeren koenne, dass ich fuer die erforderlichen drei Generationen rein arisch sei, diesen Weg lehnte ich als mir „zu juedisch rabulistisch“ ab.



Foto: Friedrich Reuß

Die Makaren verschwanden aus meinem Gesichtskreis. Mein Vater war Alter Herr bei der Landsmannschaft Alsatia, was freilich gesellschaftlich weit hinter einem Korps kommt, aber schliesslich trat ich dort ein, wo natuerlich der Sohn eines Alten Herrn ohne Fragen feierlich aufgenommen wurde. So bekam ich denn doch bunte Muetzen und Saebel und alles war gut.

Inzwischen waren wir arm geworden. Die Wertpapiere waren der Entwertung zum Opfer gefallen, der Gehalt meines Vaters war das Äquivalent von manchmal nicht mehr als 50 cts im Monat und wenn der Gehalt einen Tag liegenblieb, war er voellig sinnlos. Fuer die Studentenversicherung, die noch mein schrecklicher Grossvater eingegangen war, konnte ich – es waren 25 000 Mark – gerade ein Glas Bier kaufen. Wir hungerten wieder wie im Krieg, nicht weil es nichts gab – oh die „Schieber, Juden“ und interalliierten Kommissionen hatten alles – aber wir konnten zusehen wie die Preistafeln in den Auslagen von Tausend zu Millionen, zu Milliarden und schliesslich zu Billionen wurden. Vaters Gehalt hinkte brav nach. Aber es war eine begeisterte Zeit, Ruhrkampf³⁰, General Epp, Staatskommissar von Kahr. Alle Groessen dieser Zeit, dazu Lossow, Seisser etc. lernte ich entweder an der Universitaet oder im Hause meiner Eltern kennen. Einmal assen wir im Café Viktoria, meine Landsmannschaftsbrueder und ich, Wuerstchen und tranken Bier, und da sass am Nebentisch ein ungepflegt aussehender, finster blickender Geselle. Er hoerte uns politisieren und drehte seinen Stuhl um, machte eine eckige Verbeugung, wie ein Student, stellte sich vor: „Adolf Hitler“ und bruellte uns fuer eine Stunde unentwegt sein politisches Programm in die Ohren. Erst erzaehte er uns, wie schlecht es uns gehe, dann sagte er, dass die Rot-gelb-schwarze Internationale daran Schuld sei, d.h. die Sozialdemokraten, das juedische Kapital und die internationale Kirche, und dass wir das alles hassen und „unbarmherzig vernichten“ muessten. „Unbaendiger Hass“ „Unbarmherzige Vernichtung“ „Unerbittlicher Kampf“ und alle die „un“-ablaesslichen Negative schwirrten noch Tagelang in unseren Koeffen, nachdem wir diese Tirade mit schuldiger Ehrfurcht vernommen hatten. Denn wir wussten natuerlich, dass er der kommende Mann war. Eine Debatte gab es nicht. Nachdem er ausgedonnert hatte, stand er abrupt auf und schritt stolz hinaus. Sogar zu zahlen vergass er. Die Kellnerin kam ganz ehrfuerchtig an unseren Tisch und fragte, ob wir mit Herrn Hitler gut befreundet waeren und wir sagten natuerlich, dass wir schon vor dreissig Jahren Bleisoldaten mit

30 Als die Reparationskommission deutsche Rückstände bei den Reparationslieferungen – zu denen sich das Deutsche Reich im Versailler Vertrag verpflichtet hatte – feststellte, besetzten am 11. Januar 1923 französische und belgische Truppen das Ruhrgebiet. Die deutsche Regierung stellte daraufhin alle Reparationslieferungen ein und rief zum passiven Widerstand auf. Alle Anlagen, die für Frankreich und Belgien arbeiteten, lagen still; z.T. wurde aktive Sabotage betrieben. Die Besatzer reagierten mit Belagerungszustand, Kriegsgerichten und Ausweisungen. Frankreich war nicht bereit zu verhandeln. Am 26. September 1923 gab die deutsche Regierung den Ruhrkampf auf. Die Besatzungstruppen zogen sich im August 1925 zurück.

ihm erschossen haetten. Herr Feder kam damals nach Muenchen und war einer von den hundertundein Zauberern, die die Inflation besiegen wollten. Er hielt einen Vortrag, dass wir alle keine Devisen aessen, sondern dass unsere Huehner noch genau so viel Eier legen als je, und dass das alles ein juedischer Boersenbluff sei. Sowie wir die Banken enteignen und die Boersen schliessen, sei die Inflation vorueber. Ich sagte in der Diskussion: Und wenn ein Arzt das Fiebermesser zerschlaegt, ist das Fieber vorueber. Aber die anderen bruellten bloss „Heil“ und einer von meinen Professoren kam zu mir und sagte, es sei heute nicht die Zeit vernuenftig zu reden, sondern man muesse der Masse Gelegenheit geben, ihre Komplexe abzureagieren. Ich fand das eine recht zweifelhafte Uebersetzung des gut deutschen Wortes „Feigheit“, und las die Inschrift an der Muenchener Universitaet von da ab mit eigenen Gedanken: „Nec falsi audeat nec veri non audeat dicere scientia.“³¹

Landgerichtsrat Emminger, der um diese Zeit Reichsjustizminister von der Bayrischen katholischen Volkspartei geworden war, fuhr wieder nach Berlin, und verabschiedete sich von meinen Eltern und sagte, dass ein Marktstabilisierungsprogramm von Dr. Luther unterwegs sei und dass dann der Hitlerbloedsinn aufhoeren werde. Solche Fanatiker meinte er, sind gut um das Volk aufzuruetteln, aber wenn sie eine gewisse Macht haben, muessen sie gezaehmt werden. Schliesslich wird auch die schaerfste Suppe mit Wasser gekocht. Reichsjustizminister Emminger allerdings konnte, wie sich zeigte, Hitler nicht das Wasser reichen.

Im Oktober 1923 wurde die Mark auf rund 4,2 Billionen Dollar stabilisiert. Wir waren arm geworden. Aber wenigstens bekam Vater sein Gehalt in Goldmarkscheinen und so konnten wir einigermaßen menschlich leben. Hitler stellte sich um. Fabrikbesitzer Wessels und Martini aus Augsburg kannten wir und sie kamen nach Muenchen um Hitler ihre Kredite zu geben. „Jemand,“ sagten sie zu uns, „muss doch endlich den Mut haben, die Arbeitergewerkschaften aufzuloesen. Hitler ist zwar ein wenig unbaendig, aber das gibt sich, wenn er erst die Verantwortung hat. Die Hauptsache ist sein Kampf gegen die Gewerkschaftsbunzen.“ Herr von der Pfordten sagte: „Hier in Bayern ist ja alles in Ordnung, aber die Judenregierung in Berlin, die muss bekampft werden.“ Er fiel dann im selben November vor der Feldherrnhalle

31 „Die Wissenschaft möge weder wagen die Unwahrheit, noch möge sie wagen, nicht die Wahrheit zu sagen.“

auf Hitlers Seite. Er war ein Kollege meines Vaters. Sein Sohn studierte mit mir und war geistig nicht voll in Ordnung. Hitler sagte: „Kein Steuerpfennig der Berliner Judenregierung.“ Das gefiel unserem Fleischermeister.

Am 8. November hatten wir Kneipe. Nachmittags kam in unser Verbindungshaus eine grosse Kiste von Staatskommissar Kahr, den wir dadurch kannten, dass der Justizminister Guertner ein Ehrenmitglied unserer Korporation war und haeufig mit uns zechte. In der Kiste war ein Zettel: „Morgen geht es los gegen Preussen,“ und etwa 50 alte Armeerevolver. Ich war Fuchsmayor und sagte: die Fuechse bekommen keine Revolver, ein paar Burschen nahmen welche und wir gingen heim. Unterwegs begegneten uns aufgeregte Passanten: „Es ist wieder Revolution. Hitler hat die Berliner Regierung gestuerzt.“ Ich hatte das Gerede von dem Umsturz und Koepferollen satt und sagte bloss: „Weiss es die Berliner Regierung auch schon?“ Ich hatte noch die Nase voll von der Vereidigung der Bayrischen Reichswehr auf Bayern, was ein glatter Reichsverrat gewesen war und die Schwaeche der Buergerlichen Regierungen in Berlin. Aber die Leute sagten: „Nein diesmal ist Ernst. Hitler, Kahr, Lossow und Seisser sind alle beisammen.“ Na das klang ja ernster. Der stets aktive Hitler und die „LosvonBerlin-Bayern“ zusammen. Immerhin, ich ging zu Bett und am naechsten Morgen in die Vorlesung. Professor Naviasky, „Bayrisches Staatsrecht“ sagte: „Die Vorsehung sucht sich offenbar stets den 9. November fuer grosse Umwaelzungen aus.“ Alles schrie und pfiif, denn die Studenten wussten, dass das ironisch gemeint war, denn Naviasky hatte kein Hehl daraus gemacht, dass Hitler fuer ihn eine komische Figur war. Seit Naviasky einmal gesagt hatte, der Versailler Friedensvertrag³² sei nach dem nicht erfreulichen Muster von dem Brest-Litowsker Vertrag³³ gemacht, war er fuer jeden nationalen Studenten erledigt. So pfiif und schrie alles und Naviasky verliess schliesslich den Raum. Zu dem

32 Am 7. Mai 1919 wurden die Friedensbedingungen von Versailles den deutschen Abgesandten ausgehaendigt. Sie loeseten in der Bevoelkerung Entsetzen aus. Weitreichende Gebietsabtretungen, einschliesslich der Aufgabe der Kolonien, massive Beschneidungen im militaerischen Bereich und Reparationsleistungen, die allerdings erst spaeter in ihrem Ausmaesse deutlich wurden, waren die Bestimmungen, die die Alliierten im Friedensvertrag festlegten. Mit besonderer Empoerung wurden die demuetigende Behandlung der deutschen Delegierten, die geforderte Auslieferung des Kaisers, hochrangiger Militaers und Politiker und der Kriegsschuld-Artikel in Deutschland aufgenommen. Der Vertrag wurde am 28.6.1919 unterzeichnet.

33 Nach dem Friedensvertrag von Brest-Litowsk vom 3. Maerz 1918, der den Russen von der Obersten Heeresleitung diktiert wurde, muellte Rußland groesse Teile seines Gebietes abtreten.

Romanisten Menger ging an diesem Tag sowieso keiner, denn er sagte mal in einer Vorlesung: „In meiner Jugend kaempften wir fuer Freiheit und die Alten dagegen. Heute kaempfen die Alten fuer Freiheit und die Jugend fuer freiwillige Knechtschaft und nennt so feige Lebensfurcht auch noch „Deutsche Freiheitsbewegung.“ Nein an solch einem Tag, an dem Deutschland endlich „erwachte“ standen die Hallen leer und alles ging in die Aula. Da war Kapitaen Reinhardt³⁴, der wegen Landesverrats von Berlin gesucht war. Er schrie: „Wer liefert mich den Juden aus? Hier stehe ich, jeder kann mich sehen.“ Es war ein grosses Getuemmel und Heilrufen und ein paar Juden wurden halbtot gepruegelt. Ich hatte mit ein paar Freunden bald genug davon und wir verliessen das Gebaeude. Draussen standen ein paar Reichswehrosoldaten mit Gummikneuppeln und jeder von uns bekam eins ueber. Wir ranneten, was wir konnten – stadtteinwaerts – und da ging ploetzlich, von der Feldherrnhalle her, eine wilde Schiesserei los. Ich bog, so schnell ich konnte, in die Schellingstrasse und da sass ein Soldat vergnuegt in einem Hausgang und schoss mit einem Maschinengewehr nach mir. Ich war schon zu nah, als dass er mir, oder ich ihm, schaden konnte, so legte ich mich flach neben ihn und erkundigte mich hoeflich, warum er auf mich geschossen habe. „Oh,“ sagte er, „es tut mir leid. Hoffentlich hab ich Sie nicht getroffen. Man hat mir bloss gesagt, ich soll auf jeden schiessen der kommt.“ Ich fragte ihn, wer ihm das gesagt hatte. Er meinte: Kahr, der in der Tuerkenkaserne sei. Oder vielleicht auch Hitler habe das Kommando gegeben. Er sei ein Soldat. Er habe 5 Jahre schiessen gelernt. Von Politik verstehe er nichts. Ich blieb noch ein bisschen bei ihm sitzen und dann versprach er mir, 5 Minuten nicht zu schiessen.

So wurde ich kein nationalsozialistischer Held, denn ich kam gesund heim. Ueberall waren Maueranschlaege von Kahr, dass der verbrecherische Anschlag gegen die Reichseinheit missglueckt sei, dank seiner, Kahrs Energie (die Kiste mit Revolvern von ihm illustrierte das fuer mich recht eigentuemlich). Die Bevoelkerung dachte nicht ganz so. Als die Reichswehr durch die Stadt zog, wurde sie angespuckt und die Leute riefen „Judenschutztruppe.“ Dass Hitler geflohen war, machte keinen guten Eindruck, aber die braven Leute wussten vom Kriege her, dass die wichtigste Aufgabe der Fuehrung die ist, sich selbst dem Volke zu erhalten.

34 Es handelt sich um Kapitän Ehrhardt (s. Personenverzeichnis), der am Kapp-Putsch in Berlin am 13.3.1920 maßgeblich beteiligt war. General Reinhardt, auf führendem Posten im preußischen Kriegsministerium, war immer loyal gegenüber der Regierung.

Die Bayrische Justizverwaltung hatte Angst vor dem Hitlerprozess. Die ganze Kahr-Angelegenheit war nicht sauber und mein Vater hatte schwere Sorgen. Schliesslich wurde Landgerichtsrat Neidhart zum Vorsitzenden ernannt, weil man wusste, dass er ein sanftes Huhn war und Hitler nicht zu Eroeffnungen reizen wuerde. Der Staatsanwalt, ein energischer junger Mann, warf eines Verhandlungstages die Akten weg und sagte, wenn der Vorsitzende niemals ein Wort gegen die schamlosen Luegen und Verleumdungen dieses Hitler sagt, dann werde er sich beschweren. Neidhard erklarte mit zitternder Stimme: „Aber Sie sehen doch, dass mich Herr Hitler nicht zu Worte kommen laesst.“ Herr Hitler hielt eine glaenzende politische Rede, die ueberall gedruckt und schmunzelnd gelesen wurde, bekam die Mindeststrafe, wurde nicht ausgewiesen, was gesetzlich eigentlich haette geschehen muesen. Und Ludendorff wurde freigesprochen.

Das war nicht die einzige Sorge des Bayrischen Justizministers Guertner. Es war gerade aufgekommen, dass sein Polizeirat Dr. Frick Paesse fuer Hitleranhaenger faelschte, was natuerlich vertuscht werden musste. In Augsburg war ein Hitler-Fehmemord aufgekommen. Staatsanwalt Kraus dort hatte die Moerder erwischt, war ins Ministerium gefahren und besuchte noch am selben Abend die Moerder, die dann frueh nicht mehr im Gefaengnis gefunden wurden. Offenbar hatte der Herr Staatsanwalt vergessen, abzuschliessen und musste aber auch dem Gefaengnispersonal aufgegeben haben, es zu vergessen. Grosses Geschrei in der Presse, Staatsanwalt Kraus strafversetzt, und da schrieb er in die Zeitung, dass in der Nacht zuvor der Justizminister ihn gebeten hatte, die Moerder entkommen zu lassen. Herr Kraus wurde prompt fuer geisteskrank erklart und starb bald darauf in einem Sanatorium.

Dann war da der Prozess mit den Roehmbriefen. Hauptmann Roehm, Hitlers Freund, war angegriffen worden wegen sexueller Verirrungen. Er verklagte den Angreifer wegen Beleidigung und dieser trat den Wahrheitsbeweis an und legte einen Stoss roehmscher Liebesbriefe an junge Burschen vor. Hitler schrieb ans Gericht, er verlange, dass dieser Prozess unterbleibe und zwar im „nationalen Interesse“. Das musste nun irgendwie gemacht werden. Im allgemeinen Studentenausschuss der „rein national“ war, waren 80 000 Mark vom Vorsitzenden unterschlagen worden. Im nationalen Interesse musste das auch vertuscht werden. Dann kam der ueble Ehescheidungsprozess von General Ludendorff. Unser Freund Guertner bekam graue Haare und mein Vater erklarte, er verstehe diese Zeit nicht mehr und sei ein alter Mann.

Im Fruhjahr 1924 ging die Universitaet wieder an. Der Sturm war vergessen, wir lernten wieder Roemisches Recht und Bank und Boersenwesen und Zwiedineck Suedenhorst versuchte uns die mathematische Abart der Grenznutzenlehre erklarlich zu machen.

Mein naechstes Semester studierte ich in Kiel, was einen guten Ruf in Sociologie und Volkswirtschaftslehre genoss, besonders infolge des Institutes fuer Weltwirtschaft und Seeverkehr von Geheimrat Harms. Dr. Toennies, der Tuebinger Sociologe, hielt Gastvorlesungen. Meist diskutiert war natuerlich die Reparationsfrage und der Dawesplan.³⁵ Die deutsche Regierung versuchte vergebens, Anschluss an den Westen zu finden. Ich lernte eine alte Dame, Witwe eines der groessten Deutschen Industriellen kennen, die ihre alten Tage meistens in Genf dem Ort einer Jugendliebe, verbrachte. Sie sagte stets – es gibt nur zwei Moeglichkeiten: Deutschland zusammen mit der westlichen Zivilisation, mit Voelkerbund, Briand und Stresemann, oder zusammen mit, wie sie sich ausdrueckte, moskowitischer Barbarei unter einer von den mehr als hundert nationalen Wiedererweckungsbewegungen. Von all den Hitlers, Kapps, Mahrauns, Epps, Ludendorffs, Reinhardts, Ehrhardts und wie die patentierten Wiederbeleber alle hiessen, wird wohl der unkultivierteste, der am meisten den Gegensatz zur Kultur verkoerpernde siegen, wenn auch der Unterschied nicht gross ist zwischen ihnen allen. Im Club in Kiel, fruerehen kaiserlichen Yachtclub, wo wir Tennis spielten, segelten, tanzten und Wissenschaft diskutierten, brachte ich dann solche Themen, wie sie die Frau Commerzienrat auf ihrem herrlichen Gut in Holstein mir anregte, vor. Es war eine ziemlich internationale Gesellschaft, die Geheimrat Harms vom Institut in seinem Club versammelte. Von den meisten weiss ich nicht, wo sie spaeter hinkamen, aber ich bin sicher, dass Leif Erikson von Island und Sven Lundt von Stockholm und Herra Järvinen von Viborg und Mar Lamartine von Fribourg und wie sie alle hiessen, es weit im Leben gebracht haben. Wenn wir Reparationen diskutierten und alles was damit zusammenhing, dann waren unsere Zukunftsschaetzungen und Meinungen, wie die Entwicklung zeigte, sehr viel vernuenftiger als die der europaischen Politiker. Freilich, wir sahen, dass wir diskutieren konnten ohne

35 In der Reparationsfrage zeichnete sich Ende 1923 eine Verständigung ab. Nachdem die Amerikaner sich wieder verstärkt in die Verhandlungen eingeschaltet hatten, wurde im Fruhjahr 1924 der nach dem amerikanischen Finanzexperten Charles G. Dawes benannte Dawes-Plan vorgelegt, der ertraeglichere und leichter zu erfuellende Bedingungen fuer Deutschland beinhaltete und der deutschen Wirtschaft eine Erholungsphase zugestand.

von Interessenten abzuhaengen, wie die Politiker, und wir gestanden ihnen zu, dass sie vielleicht nicht so dumm sondern nur so machtlos seien. Spaeter allerdings sah ich, dass sie dumm *und* machtlos waren. Die komische Figur in unserem Club war ein Russe, seinen nicht aussprechbaren Namen habe ich vergessen. Sein Vater war irgend etwas Grosses in Sowjetrussland und so war er erwählt worden, westliche Kultur einzusaugen. Er saugte unentwegt und gestand mir beim Empfangstee, dass er sich so verwundert haette, hier Eisenbahnen zu finden, von denen er in der Schule gelernt haette, dass sie eine proletarische Errungenschaft Russlands seien. Er fand eine ganze Menge proletarischer Errungenschaften als alte Dinge in Deutschland, z.B. Toiletten in Fabriken und konnte sich nicht genug wundern. Ich forderte ihn auf, mit mir eine Vorlesung ueber Wirtschaftsgeschichte zu besuchen, aber da zog er seinen Plan aus der Tasche und sagte, nein das duerfe er nicht, er duerfe nur die Vorlesungen besuchen, die ihm von Moskau vorgeschrieben seien. Ich tat ihm bitter unrecht. Er war keine komische Figur. Als ich 20 Jahre spaeter nach Amerika kam, und die „Hitlerautobahnen“ hier fand und mich wunderte, wo die her kaemen, da bat ich meinem russischen Freund manches ab. Unsere Erziehung waehret zwanzig Jahre, und wenn es gut geht, ist man sie unter zwei Jahren Dictatur wieder los.

Der freie wissenschaftliche Betrieb in Kiel, Sport und Diskussionen liess mich manches aus meinem schoenen aber engen Bayern vergessen. Ich wurde an die Verruecktheit der Zeit erinnert als ich heim kam. Meine Mutter hatte bei einem reichen Baeckermeister eine Hypothek von 25 000 Mark ausstehen gehabt und 1924 und 1925, also die beiden Jahren nach der Marktstabilisierung, hatte der Meister seine vereinbarten 1250 Mark Zinsen wieder bezahlt. Da kam ein haesslicher Brief von seinem Rechtsanwalt, dass bei einer Stabilisierung bei 4,2 Billionen 25000 Mark natuerlich keine sichtbare Schuld mehr bedeuteten und dass die Zinsen zu Unrecht bezahlt seien, und dass mein Vater als Jurist das haette wissen muessen und dass er sich durch stillschweigende Annahme eines Betrugers habe schuldig gemacht und dass es nicht unbekannt sei, dass das Geld von einem juedischen Blutsauger, naemlich seinem Schwiegervater herstamme und dass er dieses Blutgeld betruergerisch benuetze um einem gut deutschen Handwerker sein schmales Arbeitsverdienst zu nehmen. Der „arme Handwerker“ allerdings war ein schwerreicher Mann, und das „Blutgeld“ stammte von dem Mann der als Malzfabrikant die Malzdarre erfunden hatte und sich weigerte, ein Patent darauf zu nehmen, weil er sagte, Erfindungen in einer Fabrik sind Gemeinschaftssache – ohne seine Lehrer, Arbeiter, Mitarbeiter usw. haette er seine

Erfindung ja nicht machen koennen. Die Aufwertung der Hypothek waere etwa 3,750 Mark gewesen, und so einigten sich meine Eltern darauf, die letzte Zahlung von 1,250 zurueckzugeben und die erste als die endgueltige Kapitalabfindung behalten zu duerfen. Vater hatte einige Muehe seiner Frau den Unterschied von Gesetz und Recht klarzumachen. „Solch ein Unrecht kann doch nicht Gesetz sein,“ meinte sie immer wieder.

In diesem Sommer und Herbst durfte ich zwei Auslandsreisen machen, weil mein Vater sich freute, dass sich mein eng bayrischer Gesichtskreis etwas geweitet hatte. „Ich fuerchte,“ sagte er, „unser gutes altes Bayern wird bald romantische Sage sein.“ So hatte ich Gelegenheit, im Fruehjahr einem Empfang bei Mussolini durch einige persoenliche Beziehungen, beiwohnen zu duerfen und ich bewunderte Mussolini aufrichtig. Ein hochgebildeter Mann, der Goethe besser kannte als ich, mit weitem Blick und prophetischem Scharfsinn, z. B. sagte er: „Dass der Versailler Friede Oesterreich zerschlagen hat, wird den naechsten Weltkrieg verursachen, denn dieser Truemmerhaufen ist leichte Beute fuer den ersten Staat, der zu der naturgemaessen Machtpolitik zurueckfindet. Das wird entweder Deutschland oder Russland sein und welcher von beiden die Donaustaatenruemmer an sich reisst, wird eine harte Nuss fuer England und Frankreich werden.“

So sprach Mussolini 1925. Ein reizender Leutnant, der uns eine prachtvolle Italienreise zusammenstellte, und uns in Rom herumfuhr, bat uns, nichts ueber das Interview zu veroeffentlichen, da es unter Freunden gewesen sei.

Mein Vater hatte durch einen alten Sommerfrischenfreund Gelegenheit gehabt, durch Aufsaeetze fuer finnische Zeitschriften, sich literarisch an der finnischen Sozialgesetzgebung zu beteiligen.

Nun schrieb ich einen rechtsvergleichenden Aufsatz ueber Arbeiterfragen und prompt kam eine Einladung vom finnischen Sozialminister „an den Sohn seines lieben Freundes,“ mit ihm eine Fabrikinspektionsreise ueber den Sommer in Finnland zu unternehmen.

Da sah ich zum erstenmale ein wirklich demokratisches Land. Birken, Kiefern, Seen, Papierfabriken, Nickelwerke, Saegemuehlen. Starke, einfache Menschen, die mit dem krummen Messer, dem „puuko“ und einem Beil in den Wald ziehen, erst die Badestube, die „sauna“ bauen, und dann das Haus. Um Helsinki herrliche Kleinsiedlungen, 2 Zimmer, Bad, Garten, und Blumen in jedem Fenster. Eine Frauen-Jugendbewegung, die „Lotten“, frei, hochge-

bildet und musikalisch fast jede einzelne dabei. Fast waere ich dort geblieben.

Das Militaer selbst fuer meine Begriffe aus dem entwaffneten Deutschland zwar praechtig ausgebildet, aber unmoeglich schlecht ausgeruestet. Ein paar von Deutschland liegengelassene alte Tanks³⁶, Feldkanonen, sonst nichts. Als ich darueber mit meinem Gastfreund sprach, meinte er: „unser Feind ist Russland. Russland ist unangreifbar wegen seiner angeblichen Arbeiterfreundlichkeit. Deshalb ist unsere einzige aussichtsreiche Verteidigungslinie in unserer Sozialgesetzgebung. Im Notfall rechnen wir darauf, dass Russland unfaehtig ist, innere Unruhe hier zu erzeugen. Militaerisch muessen wir uns auf den Voelkerbund und auf unsere deutschen Freunde verlassen.“

Baerenjagd, Segeln in den Schaeren, die weissen Naechte am Polarkreis. Tee bei Mr. Kallio und die reine freie geistige kuehle Athmosphaere des Nordens. Donnernde Fahrt durch die 50 Meilen Stromschnellen des Oulufusses. Es war herrlich. Ich wollte einen Ausflug vom Ladogasee nach Russland machen. Wir hatten Tee beim Sowjetgesandten und er sagte, dass er seit einem Prozess gegen zwei deutsche Studenten auf einige Zeit keine Visa fuer Deutsche geben koenne. Aber vielleicht koenne ich das doch mit seinem Sekretaer „arrangieren“. Ich glaubte, ihn zu verstehen, gab dem schmunzelnden Sekretaer 100 Mark und bekam 3 Tage spaeter einen hoeflichen Brief, dass es leider nicht moeglich sei ... etc. Die 100 Mark behielt er.

Im Winter gings zurueck zum Muenchner Studentenleben. Es war nun klar, dass von all den nationalen Bewegungen die Hitlersche uebrigbleiben werde. Seine Reden drueckten am besten den Hass aus, den der Durchschnittsbuerger gegen die unbekannte, geheimnisvolle Macht fuehlte, die ihm sein Vermoegen, seine Zukunft und seine Hoffnung genommen hatte. Irgendwie passte das alles zusammen. Krieg, Revolution, Versailler Friede, Inflation, jetzt die Herrschaft der Grossfinanz – musste da nicht ein geheimnisvoller einheitlicher Plan dahinter sein? Gewiss, sagte Hitler: Der Plan der Weisen von Zion.³⁷ Wir haben alle Schlachten gewonnen. Wir haben die Kultur von der Wolga bis nach Pennsylvanien gebracht. Wo grosse Staaten waren: deutsches Blut hat sie geschaffen. Wir sind enterbt von der dunklen Macht des

36 Urspruengliche Bezeichnung fuer Panzer.

37 Das „Protokolle der Weisen von Zion“ ist eine zwischen 1901 und 1905 im Pariser Buero der russischen Polizei hergestellte Faelschung. Sie sollte die Existenz einer internationalen juedischen Bewegung aufzeigen, die die bestehenden christlichen Organisationen vernichten und durch die juedisches Weltherrschaft ersetzen wolle.

Internationalismus. Juden, Freimaurer, Katholiken sitzen ueberall und haben das alles geplant. Der finstre Hagen hat den deutschen Siegfried von hinten, mitten im Siegen, ermordet.³⁸

Er sprach in Studentenverbindungen – die ohnehin antisemitisch waren, er sprach mit Industriellen und sagte ihnen, dass die Gewerkschaften zuerst fallen muessten. Er fragte die Buerger, warum sie den Berliner Finanzjuden ihre Steuergroschen schickten, er fragte die Soldaten und entlassenen Offiziere, warum ihnen der internationale Jude die alte schimmernde Wehr verbieten duerfe.

Da war keine Bridgепarty, kein Kaffeeklatsch, nichts, wo nicht der Name Hitler immer wieder erwaeht wurde.

Wir sind eine „verschworene Gemeinde“ sagte Hitler. Wer mit mir geht, wird von mir beschuetzt – Recht oder Unrecht. Da war der Bankier mit schlechtem Gewissen, der bauernschlaue Viehhaendler – „Hitler ist ein veruecktes Huhn, gewiss, aber es ist eine Art Versicherung, mit ihm zu sein.“ Kleine Vorstadtzeitungen schrieben: „Herr Generalstaatsanwalt B. steht in Geschaeftsverbindung mit Isaak Kohn. Wohin geht dein Steuergroschen, Deutscher Bauer?“ Herr Generalstaatsanwalt schrieb, er verbaete sich das, seine Frau koenne wohl ein paar Struempfe kaufen, wo sie wolle. Aber natuerlich, kam die Antwort. Wenn der Herr Generalstaatsanwalt ein Mitglied der nationalen Bewegung waere, dann koenne das vorkommen, unter den derzeitigen Umstaenden aber wisse man ja nicht, ob der Herr Generalstaatsanwalt vielleicht grundsaeztlich eine Schwaeche fuer das internationale Judentum habe. Da waere der Prozess X, und die Verhandlung Y, alles in den Akten der Bewegung, und die Tochter des Herrn Staatsanwalts habe am 20. Oktober ... natuerlich jedes einzelne sei unbedeutend und bedauerlich, aber wenn man so alles richtig zusammennaehm ...

Der Herr Generalstaatsanwalt zahlte 100 Mark Eintrittsgebuehr, und in der Zeitung stand, dass ein neues Mitglied aus der Gesellschaft erkannt habe, dass nun endlich etwas geschehen muesse. Und dass Hitler der Mann sei „etwas“ zu unternehmen.

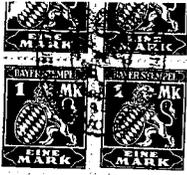
38 Im Nibelungenlied tötet Hagen mit seinem Speer den Siegfried von hinten. Mit diesem Satz wird auf die Dolchstoßlegende verwiesen (s. S. 36).

Die Deutschen Politiker in Genf³⁹ wurden immer wieder zurueckgesetzt. Die Frau des belgischen Gesandten ging nicht zum Tanztee, weil ein Deutscher ihr Tischherr sein sollte. Nadelstiche. Sinnlos, aber aufreizend.

So vergingen die Jahre 1926, 1927, 1928. Ich machte meine Examen und wurde Gerichtsreferendar. Einer meiner ersten Prozesse war politisch. Etwa 10 Nationalsozialisten hatten vor einem Lokal 3 Reichsbannermaennern aufgelauert und sie mit Revolvern und Messern ueberfallen, einen 50jaehrigen Familienvater hatten sie getoetet. Die Nationalsozialisten verteidigten sich damit, dass die Schwarz-gold-rote Reichsfahne sie zu blinder Wut gereizt haette, und sie nicht wussten was sie taeten. Ich verteidigte auf Notwehr „wegen gereizter nationaler Gefuehle“ ein Begriff, den das Reichsgericht kurz vorher erfunden hatte. Natuerlich wurden meine Leute freigesprochen. Verhandlungsbericht in der Muenchner Zeitung vom 14. Juni 1928:

„Die Verhandlung bot ein widerliches Bild, indem sich hier Arbeiter lediglich wegen ihrer politischen Einstellung gegenseitig die Schaedel einhauen, zum Gaudium eines lachenden Dritten, das ist der Jude. Ein solcher war auch im Sitzungssaal anwesend, naemlich ein gewisser Goldstein, Kleiderjude von der Au, der es mit seiner Hornbrille ganz besonders wichtig hatte. Vielleicht kommt der Tag, wo er seinen Mund nicht mehr so weit aufreisst“

39 US-Präsident Wilson hatte im Januar 1918 in seinem Friedensprogramm, den „Vierzehn-Punkte-Plan“, die Gründung des „Völkerbundes“ angeregt, einer Vereinigung von Staaten, die in Zukunft alle Konflikte friedlich regeln sollten. Dessen Satzung wurde auf der Pariser Friedenskonferenz als Bestandteil des Friedensvertrages von Versailles aufgenommen. Die Organe des Völkerbundes hatten ihren Sitz in Genf. Deutschland konnte 1926 dem Völkerbund beitreten.



Prüfungszeugnis

Der *Wittmann* im *Raiffe Friedrich Raiffe*
 gab *5. Juli 1904* in *Würzburg*
 hat seine *Unionzeitungsprüfung* als I. Prüfung
 für den *besonderen Zeitung- und Druckereidienst*
 bestanden.

Er ist berechtigt, den Titel „*Referent*“ zu führen.

München, den *11. Februar 1907*.

Der Vorsitzende
 des Prüfungsausschusses



Loisy
 Ministerialrat.

Ich war Protokollfuehrer im Gericht meines Vaters. Ein typischer Fall ist mir erinnerlich. Herr Landauer hatte einen Arbeiter, der betrunken auf einem Motorrad fuhr, mit dem Auto angefahren und getoetet. Zeugen hatten ausgesagt, dass der Motorradfahrer ohne Zeichen zu geben, ploetzlich auf die linke Strassenseite und direkt in das Auto hineingefahren sei. Der Sachverhalt war geklaert, und der Staatsanwalt stellte das Verfahren wegen erwiesener Unschuld ein. Am naechsten Tag stand in der Zeitung: (3. August 1928) „Das rasende Judenauto auf der Christenjagd. Wenn ein Arbeiter auf einem Fahrrad der linken Strassenseite zu nahe kommt, muss er 5 Mark Strafe zahlen. Jeder weiss das. Gestern kam der Jude Landauer, wahrscheinlich angeheitert von einem Champagnergelage, auf seinem eleganten 4 Sitzer stadteinwaerts und vor ihm fuhr ein deutscher Arbeiter, auf dem Motorrad, das er sich gekauft hatte, um sich Sonntags von der Fron die er dem Juden leisten muss, zu erholen. Den Juden gehoert – heute noch – die Strasse. Vor einem deutschen Arbeiter ausweichen? Nein. Er fuhr ihn einfach nieder, nach der Anweisung des internationalen Freimaurers Clemenceau, dass es 20 Millionen zu viele deutsche Arbeiter gebe (Anm. des Verfassers: C. hatte geaeussert, es gebe 20 Millionen mehr Deutsche, als auf deutschem Boden ernaeht werden koennen) Und dann stellt er sich frech hin und sagt: er hat mir eben nicht genug Platz gemacht. Und ein Deutsches Gericht glaubt natuerlich dem Juden.“

Der Generalstaatsanwalt las den Artikel in der groessten Muenchner Zeitung und bat, das Verfahren zu eroeffnen, natuerlich nur als Formsache, denn es muesse doch ein Freispruch erfolgen.

Die Verhandlung ging dementsprechend und das Gericht zog sich zur Beratung zurueck. 1 Richter und 2 Laienbeisitzer. Der Richter bemuehte sich 3 Stunden lang, dem Recht zum Siege zu verhelfen. Die beiden Laien sagten, sie seien es ihrem Geschaefte schuldig, den Juden zu verurteilen. Es taete ihnen leid, aber es gehe nicht anders. Das Ergebnis war 5 Jahre Zuchthaus. Das eingereichte Gnadengesuch wurde abgelehnt.

Trotzdem war die Gerichtsreferendarzeit eine Fundgrube von Anregung fuer mich, insbesondere unter meinem Vater, der seine Verhandlungen nach seinem Grundsatz fuehrte, dass das Recht in dem lebenden Koeper der Gesellschaft gerade nur die Knochen seien, die ihm Halt geben. Aber 90 % des Wissens des Richters muesse sein: Sociologie, Psychologie und Medizin. In Civilsachen komme dazu noch Economie. In Civilsachen duerfe es keine Urteile geben, wenn immer beide Parteien aufrichtig von ihrem Recht ueber-

zeugt seien, muesse eine Einigung nach klarer Auslegung des Vertragswillens moeglich sein. Ein Urteil mache nur neue Feindschaften. Wenn er dann im Gerichtssaal als eine Art neutraler Vermittler beiden Parteien zur Einigung verhalf und die aeltesten Streite elegant und mit dreiseitigem Haendruck loeste, das war fuer mich geradezu ein kuenstlerischer Genuss. Er selbst litt unter den politischen Ruecksichten die ihm Justizminister Guertner, wengleich ein persoenlicher Freund und guter Jurist, immer wieder freundlich nahelegte.

Nach meiner Gerichtszeit machte ich die ueblichen anderen Etagen durch, einen meiner Vorgesetzten, den Polizeirat Dr. Frick, sah ich allerdings niemals. Er war zu sehr politisch beschaefigt und war immer wieder in disziplinarischen Unannehmlichkeiten wegen seiner Hilfe, die er der Hitlerbewegung leistete. Der Polizeipraesident Koch, ein Beamter der alten pflichtgetreuen Schule, war hilflos ihm gegenueber. Koch trat bald zurueck und Frick blieb bis er von der Hitlerbewegung an die politische Oberflaeche geschwemmt wurde. Gesellschaftlich war er voellig unmoeglich, niemand wollte etwas mit diesem unehrlichen Fanatiker zu tun haben.

So kam die Zeit des grossen Staatsexamens, ein Examen mit praktischen Rechtsfaellen, 108 Stunden. Nachdem ich es mit Auszeichnung hinter mir hatte, waren alle Tore einer guten Karriere fuer mich offen. Richter in dieser Zeit war ein ekelhaftes Gewerbe, so gern ich es normalerweise geworden waere. Ich ergriff eine andere Wahl. Ostern desselben Jahres war ich in dem alten Staedtchen Rothenburg gewesen und hatte dort einen hochintelligenten, einfachen und schlichten Herrn kennengelernt und mich mit ihm ausgezeichnet verstanden. Wir hatten ueber Wirtschaft, Reparationen, Politik diskutiert, wie man mit einer kurzen Reisebekanntschaft sich eben unterhaelt, und, wie ueblich, ohne sich vorzustellen. Bevor wir uns trennten, sagte er, er moechte gerne meine Bekanntschaft machen und ich erwiderte stolz, dass ich Gerichtsreferendar sei und so und so sei mein Name. Ich glaubte in die Erde sinken zu muessen, als er erwiderte, er sei Dr. S. Unterstaatssekretaer des Reichsfinanzministeriums und ich solle nach meinem Examen mich bei ihm melden. Ich nahm das als Hoeflichkeitsrede, schnappte nach Luft und der Zug fuhr ab.

Beglaubigte Abschrift.

Prüfungszeugnis.

Der Referendar Herr Dr. Friedrich R e u ß

..... geboren am 5. Juli 1904

in Würzburg, hat die Staatsprüfung für den höheren
Justiz- und Verwaltungsdienst im Jahre 1930

..... mit Erfolg und zwar gut

abgelegt.

Er ist berechtigt, den Titel „Magister“ zu führen.

München, den 28. Juli 1930.

Der Vorsitzende
des Staatsprüfungsausschusses für den höheren
Justiz- und Verwaltungsdienst.
gez. Dr. Müller.



Zur Beglaubigung.
München, den 4. August 1930.

Die Geschäftsstelle des Obersten Landesgericht

Müller

Am Tag meines Examens wurde mir ein Schreiben ueberreicht, dass das Reichsfinanzministerium, in Unkenntnis meiner genauen Adresse, aber in Erwartung eines guten Erfolgs meines Examens, mich fuer Berlin angefordert habe und zur Ausbildung in Finanz- und Steuerangelegenheiten auf 3 Monate dem Finanzamt X, einem oberbayrischen herrlichen Kurort, zugeteilt habe, falls ich das Angebot annehmen wolle. Natuerlich wollte ich.

Zuerst fuhr ich auf 2 Monate nach Ragusa, um mich erst zu erholen und auf diese Weise vorzubereiten und dann ging es ans Werk. Zuerst machte ich beim Presidenten des Landesfinanzamtes Muenchen Besuch und fand in ihm einen alten Freund meines Vaters, den wohlbekannten sanftmuetigen Minister des Bayrischen Koenigshauses, Herrn von Dandl, der sich von seinem

Schreck 1918 erholt hatte und wieder „stramm national“ geworden war. Der Vorsteher meines Finanzamtes war ein aeltlicher Regierungsrat mit lackierten Fingernaegeln, wie es sich an diesem Kurort gehoerte und war sehr stolz, mich als Gehilfen zu haben. Ich trat gleich ordentlich daneben. Da war Herr Feichtle, Obersekretaer und Buchpruefer des Finanzamts, Vorsteher der Ortsgruppe der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei. Nach 14 Tagen kam ein Zigarrenhaendler in mein Bureau und teilte mir unter klaren Beweisen mit, dass Buchpruefer Feichtle seine Geschaefsbuecher angeblich einer Pruefung wegen mitgenommen habe und sofort dem Hauptkonkurrenten des Beschwerdefuehrers, einem nationalsozialistischen Zigarrenhaendler ausgehaendigt habe. Dieser habe dadurch alle Bezugsquellen gefunden, Sonderrabatte und dergleichen, und dem Beschwerdefuehrer sei dadurch grosser Schaden entstanden.

Ich war entsetzt. Ich holte Herrn Feichtle und er meinte kuehl laechelnd, er sei vor allem seinem Fuehrer Hitler verpflichtet und seinen Parteigenossen. Er sei verpflichtet, ihnen in jeder Weise zu helfen und die Gesetze der Berliner Judenrepublik kuemmern ihn nicht im geringsten. Ich erklaerte ihm, dass ich nicht einsehe, warum er weiter das Gehalt der Berliner Judenrepublik annehmen solle, und dass ich auf seine Dienste mit sofortiger Wirkung verzichten muesse. Ich schrieb einen Bericht, drueckte dem Beschwerdefuehrer die Hand und sagte ich werde in Bezug auf Schadenersatz mein moeglichstes tun.

Zwei Tage spaeter kam ein Telegramm, ich solle sofort nach Muenchen zu Herrn von Dandl. Ich fand ihn wie einen Loewen in seinem Bureau auf und ab schreiten und er streckte mir beide Haende entgegen: „Sie haben uns schoene Schwierigkeiten gemacht. Nun schauen Sie bloss wie Sie uns da wieder herausbeissen koennen.“

Ich verstand nicht. „Ja wissen Sie denn nicht,“ sagte Dandl, „dass dieser elende Feichtle ein Nationalsozialist ist?“ „Ja grade eben, das ist ja das schlimme, er ist ein zu guter Nationalsozialist“ wagte ich. „Ja aber wissen sie denn nicht“ sagte Dandl „dass diese Leute die Macht haben?“ Ich sagte: „entsprechend ihren Sitzen im Landtag und im Reichstag⁴⁰ (es war 1930) doch eigentlich nicht.“ „Ja aber ihre persoenlichen Beziehungen, die Salons, die Reichswehr, die Zeitungen, die oeffentliche Meinung und alles das. Wir

40 Für die NSDAP hatten bei den Reichstagswahlen am 20.5.1928 2,6%, am 14.9.1930 18,3% der Wähler gestimmt.

muessen unbedingt etwas tun.“ Ich sagte: „Aber Herr President, wie soll ich denn jemanden zwingen, seine Geschaeftsbuecher uns auszuhaendigen, wenn er mit solchen Dingen rechnen muss?“ „Ach,“ sagte Dandl, „das ist nicht so gefaehrlich. Niemand wird diese Sache drucken oder verbreiten, wenn ein Nationalsozialist beteiligt ist, aber umgekehrt gaebe es einen Sturm, nein nein, ich besteh darauf, dieser Feichtle muss wieder eingesetzt werden. Ich hoffe ja selbst, wir bekommen wieder bessere Zeiten, aber wir muessen schliesslich mit der Zeit gehen, wir koennen nicht gegen die Mauer rennen. Also, ich habe Ihr Wort, Sie machen das irgendwie wieder in Ordnung. Kein Wort mehr darueber. Kommen Sie heute Abend zum Dinner, aber kein Wort ueber Geschaefte. Dr. Guertner ist da, und Bankpresident Maser von der Deutschen Bank und Oberst von Xylander. Also, auf heute Abend!“

Um mich umzuziehen fuhr ich hinaus zu meinen Eltern und erzaehlte die Angelegenheit. „Auch Ihr schon“, sagte mein Vater. „Na wir werden noch etwas erleben in unserem guten, ehrlichen, alten Bayern.“

Am Abend war Kammermusik und Diskussion ueber die Moeglichkeiten Deutschland in schimmernder Wehr wieder erstehen zu lassen. An Feichtle schrieb ich einen Brief, dass er unter Gehaltserhoehung an ein anderes Finanzamt versetzt sei, wo er mit Buchpruefungen nichts mehr zu tun hatte. Jetzt ist er ein grosser Wuerdentraeger im Neuen Reich. Beim naechsten Wohltaetigkeitsball in Muenchen drueckte mir Dandl die Hand, winkte mit den Augen und sagte: „Sie sind ein grosser Diplomat.“ Ich schaemte mich.

Ich hatte genug. Weihnachten 1930 kam ein Brief von der Reichsbahnverwaltung, dass ein Posten als Regierungsrat ab 1. April 1931 frei sei, falls ich Lust haette. Ich hatte Lust und kam nach Muenchen zurueck.

Die Zeit bis 1. April musste ich an einer Reichsbahndirektion verbringen, um den Betrieb kennenzulernen. Unser President war ein Fuehrer in der katholischen Bayrischen Volkspartei und deshalb vor Hitler noch mehr eingeschuechert und stets gewillt zu beweisen, dass er kein internationaler „Roemer“ sei.

In dieser Zeit war wieder ein schoener Prozess in Muenchen. Dr. Doerffler, Chefarzt im Krankenhaus in Regensburg, war zu einem Jungen gerufen worden, der von einem Auto ueberfahren war und verblutete. Er sah die Sache an, sagte: „Das ist doch ein Judenjunge. Es gibt mehr als genug Judenaerzte dafuer.“ Und ging weg. Der Junge verblutete bevor Hilfe kam. Dieser Verstoess gegen die aertzliche Berufspflicht kam vor Gericht und der Aertztever-

band erklarte: „In diesem Falle handelt es sich nicht um einen Verstoss gegen die Berufspflicht. Dr. Doerffler sah, dass der Fall ‚mehr oder weniger‘ (vom Verfasser) hoffnungslos war und wollte sich dem Vorwurf entziehen, dass ein Judenjunge unter der Behandlung eines nationalsozialistischen Arztes gestorben sei.“ Dr. Doerffler wurde freigesprochen und ist heute ein Fuehrer der Deutschen Aerzteschaft.

Vater kam mit dem Urteil nachhause und schloss sich den Abend in sein Studierzimmer ein.

Ich kam in die Personalverwaltung der Reichsbahndirektion. Eine der ersten Vernehmungen in einer Disziplinarsache war die Unterschlagung einer Stationskasse. Der Schuldige kam herein und fing an. „Ich als alter Kaempfer der Nationalsozialistischen Partei ...“. Der Regierungsrat unterbrach ihn und sagte: „Kennen wir. Also kurz: Wieviel haben sie gestohlen?“ Ich atmete auf. Der Angeklagte wurde vom Dienst entlassen, obwohl er das Geld fast ausschliesslich fuer Parteizwecke und nicht fuer sich verwendet hatte. 1934 wurde er – ohne Vorbildung – zum Regierungsrat ernannt und die 10000 RM, die er gar nicht fuer sich hatte stehlen wollen, wurden ihm erstattet und sein Gehalt seit 1931 nachbezahlt ...

Im Sommer musste ich wegen der gemeinsamen Bahnverwaltung im tschechischen Baerdreieck nach Prag fahren. Verhandlungen wegen Sozialversicherung deutscher Bahnbeamter in der Tchechei und aehnliches. Die Deutschen Bahnen in der Tchechei waren durch den Friedensvertrag an die Tschechei gefallen, nachdem der diesbeuegliche Vertrag mit der alten oesterreichischen Regierung, der Rechtsvorgaengerin der Tschechischen Republik, aufgelooest worden war. Aber die Tchechei erklarte, diesen Diebstahl nicht mitmachen zu wollen und beliess die von Deutschland in Oesterreich gebauten Bahnen unter deutscher Verwaltung. In unseren Verhandlungen ergaben sich Schwierigkeiten. Ein Tchechischer Vertreter, mit dem Sokolabzeichen⁴¹ an der Brust, erklarte, ich solle den Versailler Vertrag nicht vergessen. Da erhob sich der tchechische Vorsitzende und sagte, ich moege diese geschmacklose Aeusserung vergessen. Die Tchechei habe 1919

41 Sokol (=tschech. Falke) war eine 1862 geegrueendete tschechische Turnvereinigung, die zum Verfechter des nationalen Gedankens wurde. Sokol-Verbaende bestanden auch in Polen und Jugoslawien. Der tschechische Sokolverband wurde 1949 in den Arbeiterturnverband uebernommen.

nicht gestohlen und werde das 1931 ebenfalls nicht tun. Auch nicht, wenn wir ohne Einigung auseinandergehen.

Wir einigten uns – d.h. die Tchechei tat das meiste dazu, und ich hatte eine herrliche Woche am Strba See in der Hohen Tatra als Gast der tchechischen Regierung. Dann kam ich zurueck nach Eger⁴² und sah einen Umzug des deutschen Turnvereins, mit schwarz weiss roten Fahnen und dem Liede: „Siegreich wolln wir Frankreich schlagen“ Ein tchechischer Offizier erzaehte mir, er wolle sich aus Eger versetzen lassen, er koenne nicht fliesend Deutsch und werde deshalb in keinem Geschaef bedient und die Fenster wuerden ihm eingeworfen und er koenne seine Kinder in keine Schule schicken. In vielen Gaststaetten las ich: „Hunde, Juden und Tchechen sind hier unerwuenscht.“ Der Offizier zuckte die Schultern: „Wir sind ein freies Volk. Solange sie nur reden und schreiben – was sollen wir tun?“

In Ludwigshafen am Rhein wurde eine neue Eisenbahnbruecke gebaut. Der Juristische Stab musste wegen Grundstuecksangelegenheiten verstaerkt werden und so wurde ich auf einen Monat hingeschickt um zu helfen. Dort fand ich einen alten Studienfreund als Ingenieur. Er hatte drei oder 4 Plaene fuer die Bruecke entworfen, einer davon war, teilweise wenigstens, angenommen worden. Die anderen warf er in den Papierkorb. Da kam ein Anruf von Berlin. Er fuhr hin – der nicht ausgefuehrte Plan hatte einen merkwuerdigen Weg gemacht: Er war aus dem Papierkorb zur franzoesischen Spionage gekommen, von der deutschen Gegenspionage um teures Geld in Paris zurueckgewonnen worden, und nun fand er Ruhe im Feuer.

Ich verhandelte mit der Rheinlandkommission⁴³. Diese internationale Koerperschaft hatte mitzureden in allem was den Rhein betraf. Sie hatte nicht genug Macht um irgendetwas zu sehen oder zu erzielen, aber genug Macht um uns Deutsche richtig zu aergern. Was sie mangels anderer Kompetenz nach Kraeften taten. Sie konnten nicht merken, dass in alle Brueckenpfeiler Sprengkammern kamen, deren Kontakte zur Deutschen Heereskommandostelle fuehrten, sie konnten ueberhaupt nichts merken, besonders weil es, vermutlich um uns zu aergern, recht untergeordnete Beamte und Geister waren. Typische alliierte Nachkriegspolitik.

42 Heute Cheb (Tschechei).

43 Die Rheinlandkommission wurde zur Überwachung der Erfüllung der Reparationsleistungen nach dem Vertrag von Versailles eingesetzt. Die linksrheinischen Gebiete und 50 km rechtsrheinisch wurden von der interalliierten Rheinlandkommission kontrolliert.

Ich konnte wegen dieser Dinge keinen Sommerurlaub nehmen, so nahm ich ihn im Herbst und fuhr als Zuseher zu der Tagung der internationalen Parlamentarischen Union in Bukarest. Heuriger in Wien, die Wachablosung, und Tanz auf der Margareteninsel in Budapest und dann Bukarest. Der deutsche Sozialist Loewe⁴⁴ war dort, Parlamentarier aus allen Laendern und eine ganze Gruppe junger Schweizer Voelkerbundsangestellte. Einer war sogar Sekretaer im internationalen Arbeitsamt und von einer genialen Unkenntnis aller Probleme. Das einzige Vernuenftige was ich bei den Herren vom Voelkerbund fand, war, dass sie einsahen, dass Europa auf dem schiefen Gleis war und dass sie, wie einer von ihnen erklarte: „sanfte Grabmusik“ machten. Als ich einem von ihnen erzaehte, dass vielleicht durch co-operation doch noch etwas in seinem Arbeitsressort erreicht werden koenne und dass doch wenigstens in dieser Frage meist guter Wille wenigstens geheuchelt werde (ich hatte kurz vorher einige Berichte an ihn verfassen muessen, ihn aber noch nicht persoendlich gekannt), da meinte er: Sehen Sie, hier in Rumaenien zum Beispiel geht es doch vielen Leuten noch schlechter als im Westen. Hier koennen wir ja nun nichts tun, die Verhaeltnisse sind nicht reif fuer irgendwelche Anregungen. Aber dann koennen wir doch fuer unsere westlichen Staaten natuerlich erst recht nichts tun. Das waere doch ungerrecht. Wir muessen auch erst noch mehr Material und Berichte sammeln.“ Es war hoffnungslos. Aus jedem Knopfloch hing ihm eine Statistik und ein Grund fuer wohlerwogene Inaktivitaet.

Mit einigen franzoesischen Politikern und einem deutschen Freund fuhr ich durchs Schwarze Meer nach Konstantinopel. Dort, in Pera, war ein Ball fuer uns. Die Hymnen aller Laender wurden gespielt. Auch die Franzoesische. Aber da sprang ein mir unbekannter Gast auf einen Stuhl und schrie auf Franzoesisch, mit unverkennbarem Deutschen Accent, es sei eine Schande, dass dieses Schandlied in dem Land das 4 Jahre mit den deutschen Helden zusammen gekaempft und geblutet habe, gespielt werde und versuchte „Deutschland ueber alles“ dazwischen zu singen. Ein Kellner versuchte ihn zu beruhigen, aber er setzte sich bloss und schrie immer wieder dazwischen. Ich sandte eine Visitenkarte an seinen Tisch, dass ich als Deutscher hier sich seines Benehmens schaeme und da versuchte er eine lange Rede ueber wuerdelose Deutsche, die mit Franzosen an einem Tisch saessen. Dann liess ich ihn endlich hinauswerfen.

44 Vermutlich meint er Paul Löbe (s. Personenverzeichnis).

Aber solche Szenen konnte man ueberall antreffen. Z.B. in der Peterskirche in Rom fand ich einen jungen Mann mit dem Hut auf dem Kopf auf einem Seitenaltar sitzen und der staunenden Menge erklaren, dass er ein freier Deutscher sei und diesen Kirchenschwindel durchschaut habe.

Ein Englaender in Capri, der mich fuer einen Franzosen hielt, erzaehlte mir, dass, seit die deutschen reichen Industriellen in Italien wieder mit Markscheinen um sich wuerfen, eine decente Gesellschaft unmoeglich geworden sei. Ich hoerte sowas nicht gerne, widersprach pflichtschuldig, aber sah mit eigenen Augen, dass er recht hatte.

In Konstantinopel ging mir jaemmerlich das Geld aus – denn da war der deutsche Bankfeiertag (1930). Ich pumppte mir meine Hotelrechnung zusammen und in Griechenland bekam ich wieder Geld. Aber da brachte ich nun mehr aus dem Land als ich hereingebracht hatte und konnte nicht beweisen, wie ich dazu gekommen war, wenigstens nicht an der Grenzstation nahe Saloniki, und wurde wegen Devisenschiebung verhaftet. Ein Telegramm an den deutschen Botschafter in Athen setzte mich frei, aber ich musste einen Tag lang auf den naechsten Zug warten, zwischen alten Baracken und verdaechtig aussehenden Mazedoniern. Ein paar alte Maschinengewehre und Schuetzengraeben aus der Weltkriegszeit waren auch noch nahe dem Bahnhof zu sehen.

Es war kein Vergnuegen, in Europa zu reisen.

April 1931 kam ich nach Berlin.

In der Zeitschrift Simplizissimus war ein Cartoon: „Berlin bereitet sich vor.“ Ein fetter Jude, der seine rechte, juwelenblitzende Hand zum Hitlergrusse hebt.

So war es. Taeglich stand in der Zeitung, dass die nationale Erhebung kommen muesse und jeder – einschliesslich die Juden, sagten: Nun schon besser endlich die Explosion als das dauernde Sitzen auf dem Pulverfass. Der Reichstag war ohnehin praktisch arbeitsunfaehig, denn die Nationalsozialisten waren nicht genug um die Politik zu fuehren, wohl aber genug um jeden vernuenftigen Beschluss zu hintertreiben und das Parlament zum allgemeinen Gespoett zu machen. Die Republik war im Sterben. Zu spaet wurde die Reparationsfrage geregelt, zu spaet wurden die deutschen Delegierten wie Menschen behandelt. Die Zeit war verpasst.

Es dauerte eine Weile bis ich in Berlin in „die Gesellschaft“ kam. So tat ich die taegliche Arbeit und erlebte nichts was nicht jeder Berliner Durchschnittsbuerger auch erlebte haette. Mit einem jungen Grafen kam ich zusammen, einem Neffen Hindenburgs, der in seiner juristischen Ausbildung eine Art Privatsekretaer von dem ehemaligen Minister und derzeitigen Abgeordneten Koch-Weser gewesen war. Er amuesierte sich, wie dieser und alle anderen grossen Republikaner sich darum bemueht hatten mit dem jungen Grafen Lambsdorff zusammen gesehen zu werden. „Feine Republik“, lachte er. „Der T.... oder Hitler soll sie holen, was ja praktisch das selbe ist. Die ganze Kriechebande verdient alles was kommt.“ „Freilich“ meinte er, „wenn solches kleines Gemuese wie der Berliner Gauleiter Goebbels mal das Heft in die Hand bekommt – dann ists Schluss mit der deutschen Ehre und allem dem guten ollen Zeug. Opa Hindenburg ist zu Tode geaengstigt, dass ihn die dummen deutschen Spiesser zwingen, diesen Kleinbuergerbolschewiken zu empfangen. Aber wer weiss. Hitler jedenfalls ist ein Verbrecher. Aber wenigstens einer mit Format. Unsere anderen Politiker sind meistens Moechte-gerne Verbrecher und ohne Format. Warum nicht mal probieren wenns die Idioten schon so haben wollen?“ So sprach Graf Lambsdorff.

Ich hatte Wohnung genommen als Untermieter bei Baron Sichart von Sichartshoff, der sich von Untermietern und Bridgespielen naehrte, seit er nicht mehr Offizier sein konnte. „Hitler wird unsere schimmernde Wehr wieder erstehen lassen“ sagte er. Unser Zimmermaedchen wollte gerne heiraten, aber ihr Freund meinte, er verdiene nicht genug. Herr Baron erklaerte ihr, dass unter Hitler jeder genug verdienen werde. Wir werden wieder im Tiergarten ausreiten koennen und jeder wird genug verdienen, um zu heiraten.

Kurz darauf wurde der Herr Baron Reitlehrer irgendwo in Mecklenburg und ich zog zu einer Familie Bythiner. Es waren Juden.

Ich machte meinen Dienst, tanzte mit den Berliner Toechtern, politisierte mit Kollegen und dem Grafen Lambsdorff, der so nett das ganze als ein komisches Zwischenspiel im Zirkus interpretierte und kuemmerte mich nicht ernstlich um Politik. Vater aus Muenchen schrieb, der Sturm habe sich gelegt, vielleicht wuerde das Volk doch noch vernuenftig unter einer konservativen Hindenburgregierung, mit Brüning und Leuten mit mehr Gehirn als Mund.

Natuerlich war ich haeufig beim Staatssekretaer der Finanzen zu Gast und fand raus, dass er Jude war. Trotzdem meinte er, das Deutsche Volk sei mit Hitlerschen Ideen so vergiftet, dass es nur ein Mittel gebe: Hitler muesse

Ministerpräsident werden und dann waere er in wenigen Wochen blamiert und abgenuetzt. Das war die herrschende Meinung unter den Berliner Berufspolitikern und ich hoerte es in allen Salons und Bridgetees.

In allen Cabarets war nur ein Thema: Die kommende Revolution, das „Koepferollen“ das Hitler versprach, die Juden. An einem Abend wurden in Berlin mehr Judenwitze gemacht, als Juden in Berlin waren. Ich sah zum erstenmale in guter Gesellschaft Juden, was es in Bayern nicht gab. Ein paar „arrivierte“, Kommerzienraete, Aerzte, Rechtsanwaelte. Sie vermieden politische Gespraechе und waren veraengstigt.

Im Dienst war eines klar: Alle Versager waren Nationalsozialisten. Das war die Versicherung gegen Entlassenwerden. Niemand wagte etwas gegen einen Nationalsozialisten. Man wusste, sie halten zusammen, right or wrong. Meistens wrong. Hitler gab dem den klarsten Ausdruck als er die bekannten Potemkamoerder⁴⁵ schuetzte und das zu einer Machtprobe machte. Mein Chef, ein aufrechter preussischer Beamter vom alten Schrot und Korn sagte: „Wenn die Leute die ihre Pflicht tun, Angst haben muessen und die Lumpen Schutz finden und das schon vorher wissen, dann ist der Staat am Ende.“ Die Potemkamoerder wurden begnadigt und von meinen Kollegen traten drei oder vier aus der Partei aus. In meinem Bureau traten vielleicht zwanzig ein, Schreiber, Tuerhueter und dergleichen. „Das ist ein Mann. Bei dem findet man Schutz.“ Im Winter 1932/1933 war der Hoehepunkt. Die Arbeitslosenzahl fiel. Die mutigen Deflationsmassnahmen, die Bruening getroffen hatte⁴⁶, konnten etwas gelockert werden. Jetzt oder nie muss etwas geschehen. So sagte mein College, Herr Ludwig, Regierungsrat im Ministerium, Nationalsozialist. Es geschah etwas.

45 In Potempa, Oberschlesien, (heute Potepa/Polen), überfielen in der Nacht vom 9. auf den 10. August 1932 betrunkene SA-Leute einen arbeitslosen polnischen Anhänger der KPD, schossen ihn an und traten ihn zu Tode. Nach einer am Tag zuvor erlassenen Notverordnung gegen den politischen Terror, hatten die festgenommenen Tatverdächtigen mit der Todesstrafe zu rechnen. Das Sondergericht in Beuthen verurteilte am 22. August die fünf angeklagten Nationalsozialisten zum Tode. Hitler solidarisierte sich sogleich öffentlich mit den Mördern und versprach für ihre Freilassung zu kämpfen. Aus Angst vor massiven Unruhen begnadigte die kommissarische preußische Regierung am 2. September die Verurteilten und wandelte die Strafe in lebenslangem Zuchthaus um. Die Begründung dafür lautete, daß die Täter so kurz nach Inkrafttreten der Notverordnung noch nicht von dieser Strafverschärfung gewußt hätten. Hitler verfügte nach der Machtergreifung die Freilassung der Verurteilten (vgl. Winkler 2000, S. 516ff).

46 Nachdem Brüning Reichskanzler geworden war, versuchte er als erstes die Reichsfinanzen in Ordnung zu bringen. Er kürzte die Löhne und Gehälter im öffentlichen Dienst und erhöhte die Steuer auf Einkommen über 8000 Mark.

Eines Morgens kam ich aufs Bureau und wurde vom Tuerhueter mit erhobener Hand: „Heil Hitler, Herr Regierungsrat“ begruesset. Ich fuhr zurueck. „Was ist los, Lemke?“ „Heil Hitler. Das Deutsche Reich ist auferstanden.“ Na, ich wusste genug.

Auf meinem Schreibtisch war ein Zettel: „Die Amtsgebäude sind zu beflaggen. Gestern abend hat Herr Generalfeldmarschall (Anm. des Verfassers: nicht „Herr Reichspräsident!“) Hindenburg den Fuehrer der nationalen Bewegung (Anm. Nicht: „der nationalsozialistischen Partei!“) Herrn Adolf Hitler zum Regierungschef ernannt. Die nationale Erhebung marschiert. Heil Hitler!“

Zunaechst kam nichts weiter. Wir hatten einen Tag dienstfrei um die Feiern von Potsdam⁴⁷ etc. mitzumachen. Ueberall Spruchbaender ueber den Strassen: „Deutschland gruesst den Fuehrer“ „Deutschland hat seine Ehre wieder“ „Deutschland wirft seine Fesseln ab“ und dergleichen. Ich hatte das selbe 1918 gelesen.

Juedische Laeden wurden gepluendert. Juedische Frauen wurden auf den Strassen belaestigt. Strenge Erlasse gegen „Einzelaktionen“. Polizeibeamte, die tatsaechlich eingriffen, wurden entlassen. Die „strengen Erlasse“ standen auf dem Papier. Ich wurde ans Telefon gerufen: „Wir wuenschen, dass Sie Ihre Wohnung wechseln.“ „Wer ist am Telephon?“. „Nationalsozialistisches Parteiamt.“

Ich zog zu einer „urdeutschen Familie“ und kuendigte der juedischen Familie, bei der ich gewohnt hatte, mit einer Ausrede. Frau Bythiner weinte. „Ich weiss, Sie muessen wegziehen. Ach Gott was soll das werden. Mein Mann ist im Felde gefallen, alles Vermoegen haben wir verloren. Meine beiden Soehne hatten eine Stelle in einem Warenhaus und mussten heute entlassen werden. Ohne Kuendigungsfrist. Der Chef lachte und sagte: Sie koennen mich ja verklagen. Ach Gott!“ Bei der neuen Familie war eine 14jaehrige Tochter. Sie kam heim, bleich und erzaehlte, dass in ihrer Klasse die Tochter eines juedischen Arztes heute mit dem Krankenwagen abgeholt werden musste und im Hospital gestorben sei. Sie schluchzte: „Und wir hatten sie alle so gern. Heute kamen ein paar Maedchen von der Hitlerjugend in den Schulhof und warfen die kleine Helga zu Boden und sprangen immer wieder

47 Am „Tag von Potsdam“, am 21. März 1933 wurde mit großem Pomp der am 5. März neu gewählte Reichstag mit einem Festakt in der Potsdamer Garnisonkirche von Hindenburg und Hitler eröffnet.

auf ihren Leib. Wir wollten ihr so gerne helfen, aber da kam unsere Lehrerin, eine alte Parteigenossin und sagte: Auf welcher Seite finde ich meine Deutschen Maedchen? und da sprang eine nach der anderen von meinen Klassenkameradinnen mit auf der kleinen Helga herum und am Schluss habe ich auch mitgemacht. Bis sie aufhoerte zu weinen. Und jetzt ist sie tot. Und wir hatten sie alle so gern.“ Sie schuettelte immer wieder den Kopf: „Wie konnten wir nur sowas tun!“

Alle Arten von Zeloten kamen an die Oberflaeche: „Die Deutsche Frau raucht nicht“ „Ein Deutscher Mann traegt keinen Regenschirm“ und was nicht alles.

Die Bestimmungen begannen bald sich zu jagen. Jeden Tag eine neue. Der Hitlergruss Pflicht. Radio in jedem Bureau. Die wichtigsten nationalsozialistischen Zeitungen muessen abonniert werden. Wer nicht Parteigenosse ist, muss „unterstuetzendes“ Mitglied werden, d.h. zahlen. Von oben herab wechselten die Posten. Zuerst wurden alle Juden entlassen. Das waren z.B. in meiner Verwaltung kaum mehr als 20 im ganzen Reich. Dann ging es tiefer herunter. Der Voelkische Beobachter⁴⁸ schrieb ueber den Reichsbahnpraesidenten von Nuernberg, er sei ein „Judenstaemmling“, d.h. von juedischer Abkunft. Er wandte sich an unsere Zentralstelle um Schutz, der Grund dieser Verleumdungen sei lediglich, dass er einen nationalsozialistischen Feind habe, den er aus Dienststruecksichten bei einer Befoerderung habe uebergehen muessen. Wir stellten objektiv fest, dass an seiner juedischen Abkunft kein wahres Wort sei. Der Voelkische Beobachter schrieb, dass der schwarzhaarige Jude, President X, nicht von legitimer juedischer Abstammung sei, aber dass es nicht gut sei, den Lebenswandel hochgestellter Gesellschaftsdamen, wie seine Mutter gewesen sei, zu genau zu untersuchen, weil sonst mancher reine Arier dunkle Flecken bekaeme. Wir sandten eine Beschwerde zum „Braunen Haus“⁴⁹ und erhielten die Antwort, dass das vielleicht eine bedauerliche Aktion sei, aber wir wuerden sicher dahin uebereinstimmen, dass jemand, ueber den solche Dinge in der Zeitung gestanden haben, nicht mehr Reichsbahnpraesident sein koenne. So wurde er dann entlassen.

Eines morgens kamen 3 waffenstarrende S.A. Maenner auf mein Bureau und erklarten, dass die „Gefolgschaft“ beschlossen habe, mir das Amt meines Vorgesetzten, Ministerialdirektor Y`s zu uebertragen, da er ein alter Stahl-

48 Zentralorgan der NSDAP 1920-1945.

49 Zentrale der NSDAP in Muenchen.

helm-Reaktionär⁵⁰ sei und meine soziale Gesinnung sei allgemein bekannt. Ich erklärte, dass ich das doch nicht so ohne ihn tun könnte und war in der toedlichsten Verlegenheit, denn wenn meine juedische Verwandtschaft angekommen waere nach solcher Sache, ich waere unter keinen Umstaenden lebend davon gekommen. Ich erhielt also einen Tag Bedenkzeit, nahm ein Taxi, fuhr zum Heim meines Chefs, erzählte ihm alles und dann fuhren wir gemeinsam zu Dorpmuellers, des Direktors der Hauptverwaltung, Vertreter (er selbst war in diesen Zeiten nie im Bureau zu finden) und machten aus, dass mein Chef sofort versetzt wuerde, ich seinen Posten fuer einen Tag uebernehmen solle und dass dann sein Nachfolger kommen solle. So geschah es denn und mein Dienststellenparteleiter, Amtmann Erbrecht, war es zufrieden.

Kurz darauf erhielt ich einen Telefonanruf vom braunen Haus, dass ich einen Nachmittag Dienstfrei geben muesse, da eine Protestaktion gegen den reaktionären Judenknecht Dorpmueller geplant sei und alle Beamten Fahnen mit Aufschriften erhielten und vor der Hauptverwaltung aufziehen muessten. Ich versuchte allerhand Ausreden, aber ohne Erfolg. Die Leute selbst wussten es bereits und um 10 Uhr leerten sich die Bureaus. Ich managte es, auf der Treppe auszugleiten und erklärte, ich könnte unmöglich mit. Einer meiner Sekretaere blieb mit mir, um mir kalte Umschlaege an meinem Fuss zu machen, was ich geduldig ertrug. Zur selben Minute, als die Versammlung im Lustgarten beginnen sollte, rief das Braune Haus an. Die ganze Sache sei ein Irrtum gewesen, aeusserst bedauerlich. Dr. Dorpmueller habe bewiesen, dass er voellig einwandfreier Gesinnung sei. Ich bedauerte, meine Leute nicht zurueckrufen zu koennen. Sie kamen von selbst. Am naechsten Morgen rief das braune Haus wieder an, ich solle alle diejenigen zur Bestrafung feststellen, die an dem Zug *nicht* teilgenommen haetten.

Dr. Dorpmueller hatte seine Lektion gelernt und wurde „stramm national“.

Juedische oder zum Sozialismus neigende Beamte waren nicht mehr im Dienst. Aber ein paar Kassenaerzte waren noch Juden. Ich erhielt also am naechsten Tag ein Schreiben, Gesinnung und Abstammung aller Reichsbahnkassenaerzte festzustellen. Vollzugsmeldung in 14 Tagen. Ermaechtigung, alle nicht einwandfreien mit sofortiger Wirkung zu entlassen.

50 Der Stahlhelm war ein 1918 gegründeter Bund der Frontsoldaten des 1. Weltkriegs mit deutsch-national Ausrichtung. Er wurde 1935 in die SA überführt.

Ich erliess Rundschreiben, dementsprechend, mit 8 Tagen Frist. Ein Berliner Arzt antwortete nicht, 3 waren Juden, einer hatte der Sozialistischen Partei angehört. Den Fragebogen des ersten sandte ich der zuständigen Polizeibehörde mit der Bitte, ihn amtlich zu vernehmen, die anderen bestellte ich zu mir aufs Bureau. Am nächsten Tage kam der erstere zu mir und bat um Entschuldigung, dass sich die Beantwortung des Bogens wegen eines Besuches, den er auswärts gemacht habe, verzögert habe. Leider, fügte er hinzu, habe die nationalsozialistische Hilfspolizei bereits ihre eigenen Feststellungen getroffen. Sie haben nach Jugend- und Familienbildern gesucht, während nur seine Frau zuhause war, und dabei ist einiger Hausrat verlorengegangen. Mir ahnte Schlimmes, ich setzte ihn in mein Auto und wir fuhren in sein Haus. Da war kein Möbelstück mehr ganz, keine Uhr und kein Tafelsilber mehr im Hause, kostbare Teppiche zerschnitten, Porzellan zerbrochen, kurz, eine Bombe hätte nicht besser arbeiten können, nur dass Bomben nicht stehlen.

Ich schrieb einen Bericht an die höhere Polizeibehörde und erhielt 14 Tage später die kurze Antwort, dass die durch nichts beweisbaren Behauptungen der Frau Dr. X. kein weiteres Einschreiten veranlasst haben.

Ich hatte genug. Ich ging zum Vertreter des Herrn Dr. Dorpmüller und sagte ihm, dass ich mit teilweise jüdischen Blut befleckt sei und dass ich meine Stellung über kurz oder lang doch verlieren werde und es lieber gleich kurz abmache.

Aber da kam ich schlecht an. Er las mir meine schmeichelhaftesten Qualifikationen vor, sagte, dass alle möglichen einflussreichen Kreise an mich interessiert seien, dass er eben eine Einladung an mich geschrieben habe, zu einem Tee bei Dr. von Eltz, dem Verkehrsminister, bei dem auch Hitler anwesend sein werde und dass wenn je dieser „Bloedsinn“ weitere Kreise ziehe, er mir eine gute Stelle bei der Privatindustrie garantiere. Der letztere Grund gab den Ausschlag. Ich blieb und liess mich sogar überreden, die Arztsache („wir können doch ihr Decernat nicht in Stücke reißen“) weiterzuführen.

Die 4 armen Suender kamen also an. Einer in alter Militäruniform, mit allen möglichen Orden und Ehrenzeichen, und ich redete ihnen gut zu, bis an die Grenze der Selbstenthuellung, was sie zum Glück nicht zu verstehen wagten. Ich sagte, dass ich sie zunächst einmal beurlaube und dass ich nach kurzer Erholungszeit annehme, dass diese „Uebertreibungen einer doch im Grunde nationalen Gesinnung“, bis dahin einer „ruhigeren Einsicht“ Platz

gemacht haben wuerden und was man eben an Bloedsinn in solcher Situation erfindet.

Ich schaemte mich dabei zu Tode und haette mit neu erwachtem oppositionellem Rassebewusstsein sie am liebsten mit einem hebraeischen Satz ueber rascht, aber, ach, ich konnte ja keinen. Statt dessen erhob ich mich gemessen und entliess sie mit wuerdigem „Heil Hitler, meine Herren“.

Zwei Minuten spaeter hoerte ich in meinem Vorzimmer einen Schuss, und da lag der alte Herr in seiner Weltkriegsuniform, mit allen Orden und sah mich vorwurfsvoll an. „Et tu fili“⁵¹ sagten seine Augen.

Als ich wieder zu mir kam, beugte sich mein guter alter gutmuetiger schnurrbaertiger Obersekretaer ueber mich und sagte mit sanfter Stimme: „Aber Herr Rat, wie konnten Sie das bloss so tragisch nehmen. Es ist doch bloss ein Jud der sich da erschossen hat.“ Die gute Seele, der Herr Sekretaer! Er gehoerte dem Tierschutzverein an und zuechtete Kanarienvoegel und wuerde sicher keine Fliege toeten ohne sie vorher zu betaeuben. Das ist der Erfolg zielbewusster Propaganda.

Und so ging es weiter. Vor unseren Bureaus zogen Mitgliedergruppen der Hitlerjugend und des Bunds deutscher Maedel vorbei mit dem Sprechchor: „Deutschland erwache.“ „Juda verrecke“. Das Wort „verrecke“ steht nicht im Woerterbuch eines gutgezogenen Deutschen. Nicht einmal wenn Tiere gemeint sind.

Eines Tages kamen wieder die wohlbekanntesten bewaffneten S.A. Maenner zu mir. „Wir wuenschen, dass Obersekretaer Z. fristlos entlassen wird.“ „Aber meine Herren, gegen ihn liegt doch nichts vor und er ist Familienvater.“ „Liegt nichts vor? Ist unser Wunsch nichts?“ „Vielleicht darf ich den Grund dieses Wunsches erfahren?“ „Nein. Es wundert uns, dass wir daraus entnehmen muessen, dass Sie an den Gruenden eines Parteiorgans zweifeln.“

Ich bot Zigaretten an, anstatt Rattengift, und liess Z. kommen. Ich trug ihm die Sache vor. Er erwiderte: „Ich weiss was da los ist. Diesen Herrn da,“ er deutete dabei auf den Fuehrer der Bande, „habe ich melden muessen, weil er aus der Garderobe Maentel gestohlen hat. Er ist soeben als altes Parteimitglied aus dem Gefaengnis amnestiert worden.“

51 Wörtlich: „Auch du, Sohn“. Caesars Worte, nachdem ihn sein Günstling Brutus im Rahmen einer Verschwörung niedergestochen hatte (44 v.Chr.).

Ich sagte, dass ich die Sache untersuchen werde, die anderen versprochen, dass sie sich ueber mich beschweren werden und wir trennten uns mit „Heil Hitler“.

Sofort rief ich das Braune Haus an, bezog mich auf eine Verfuegung Goerings, dass „Einzelaktionen“ unterbleiben muessen und trug den Fall zur Entscheidung vor. Ich erhielt die Antwort, dass der Fall bekannt sei und dass es unangenehm aufgefallen sei, dass ich am Worte eines alten Parteimitgliedes gezweifelt habe. Selbstverstaendlich, wenn es sich um eine unberechtigte Einzelaktion handle, sei ich in meiner Entschliessung voellig frei. Das Braune Haus allerdings lehne es ab, bei Aktionen bewaehrter Parteimitglieder von „unberechtigt“ zu sprechen. „Wie gesagt, Herr Regierungsrat,“ schloss die Unterredung, „Sie koennen voellig unbeeinflusst handeln. – Wir sind lediglich dankbar fuer jeden Hinweis, den wir ueber die nationale Gesinnung der Herren vom alten Regime erhalten. Heil Hitler, Herr Regierungsrat.“ Der letzte Satz hatte unverkennbar hoehnisches geklungen.

Ich erkaeldete mich am selben Tage fuerchterlich und huetete fuer drei Tage unentwegt und bei bester Gesundheit das Bett. Als ich zurueckkam, war das Streitobjekt entlassen, und der Dienst ging weiter. Ich hoerte und sah schreckliche Dinge in dieser Zeit, aber ich will mich hier streng auf persoenliche Erlebnisse beschaenken.

Ich hatte redlich genug. Ich nahm Urlaub, besuchte meine finnischen und schwedischen Freunde und machte bei dieser Gelegenheit eine herrliche Reise bis Petsamo⁵², dem Ort lieber Studentenerinnerungen, und Narvik, und fuhr Ski in der Mitternachtssonne. Auch vergass ich nicht, ein paar Mark und ein paar Juwelen draussen zu vergessen. Aber nur ganz wenig, ich hatte nicht viel und konnte ja nicht Bankkonten abheben, was aufgefallen waere. Mit etwas erholten Nerven suchte ich um Stellung und Arbeitserlaubnis, aber ich haette alle moeglichen Garantien, Gelder, oder ein eigenes Geschaef mitbringen muessen und die glueckliche Zeit in der die Universitaet Helsingfors⁵³ mir geschrieben hatte, „wenn immer Sie kommen, Sie wuerden ein willkommenes Mitglied unserer Fakultaet sein,“ diese Zeiten waren vorueber. Verlegenes Stammeln, und „unter den heutigen Umstaenden ist doch so vieles anders,“ und „letzten Endes warum wollen Sie denn das schoene Deutschland verlassen?“ Und dann die Enthuellung meinerseits. „Oh, das

52 Damals finnisch, heute russisch Pechenga.

53 Schwedische Sprachform von Helsinki.

haetten wir freilich nicht gedacht.“ Ein juedischer Grossvater? Aber um Gotteswillen, wir koennen doch deshalb nicht auch verrueckt spielen. Fuer uns hier waeren Sie eben ein Deutscher und nun koennen wir ja wohl offener sprechen: Ja, wenn Sie ein Jude waeren und sich an eine Hilfsorganisation wenden koennten. Aber sehen Sie, gerade im Augenblick als Deutscher, nun wir wollen das vergessen, kommen sie heute Abend zum Dinner, und bis Sie wieder in Deutschland sind, ist vielleicht dieser Unsinn schon vorueber.

Das glaubte ich ja zur Haelfte selbst, und so fuhr ich heim. Der Urlaub war vorueber. Alles war beim Alten.

Als ich heimkam war ein wesentlich kuehlerer Wind in der Gesellschaft. Ich wurde nicht mehr mit Hindenburg oder Hitler zusammen eingeladen. Kein Mitglied des Verwaltungsrates kam mehr auf mein Bureau, um „schnell auf eine Zigarrenlaenge“ mit mir zu plaudern. „Kommen Sie doch ganz gemuetlich heute Abend zum kalten Abendbrot, wissen Sie, ganz unter uns, im Familienkreise“ hiess es jetzt auf einmal.

Nur der Herr Staatssekretaer war der Alte, aber ich wusste ja, er war ein Jude. Ich tat als wuesste ich nicht, dass er seit Wochen ausser Dienst war.

Und schliesslich platzte die Bombe. Goebbels hielt eine Rede. Jeder musste am Radio sitzen und zu hoeren. Ein amtliches Rundschreiben war ergangen, wie ueblich, um dies bekanntzugeben. Nur ausgerechnet ich hatte das Rundschreiben versehentlich nicht erhalten, obwohl eigentlich in meiner Dienststelle kein Zirkular ohne meine Unterschrift ergehen konnte. Ich sass also unschuldig in meinem Bureau und sah Akten durch, ploetzlich ging die Tuer auf „oh, Verzeihung, Herr Rat, wir dachten Sie waeren nicht hier, weil wir kein Radio hoerten und wollten nur ein Buch in Ihre Bibliothek stellen.“ „Wieso Radio?“ „Aber Herr Rat, Sie wissen doch, dass Dr. Goebbels spricht. Wir muessen zurueck, hoeren.“

So geschah das also, wunderte ich mich. Am naechsten Tag ging ich trotzdem ins Bureau und da kamen sie auch schon. Schwer bewaffnet. „Folgen Sie uns.“ „Wieso?“ „Sie sind verhaftet wegen Nichtachtung der Reichsregierung.“ „Aber ich bitte Sie, ich dachte, ich bin selbst etwas an der Regierung beteiligt, ich verstehe Sie nicht.“ „Wir haben keine Zeit.“ Und ein paar Revolver sahen mich unangenehm an. „Darf ich vielleicht meine Braut anrufen?“ sagte ich und griff nach meinem Telefon. Schwupp – da hatte einer von ihnen ausgereicht und das Telefon flog von meinem Tisch. „Na denn nicht,“ sagte ich, und nahm meinen Hut. Auf dem Gang begegnete uns unser

Dienststellenparteleiter und aus dem Gespraech erfuhr ich nun endlich, dass ich zum naechsten Konzentrationslager sollte, auf persoenlichen Wunsch des „Doctors“ (Goebbels) – welche Ehre, dachte ich – aber es wurde mir doch etwas kalt.

Mein Parteleiter aber erhob einen Kompetenzkonflikt und bestand darauf, dass hier seine Dienststelle sei und dass er zustaendig sei. Ich sagte, „bitte bemuehen Sie sich nicht, es macht schliesslich keinen Unterschied, wer mich umbringt.“ Es machte aber doch. Schliesslich bekam er mich und los gings. Am Bahnhof unterbrach er das verlegene Schweigen und sagte leise: „Haben Sie Geld?“ Ich sagte, wuetend: „Keins fuer Sie!“ „Machen Sie keinen Unsinn, Doctor,“ sagte er, „glauben Sie einer von uns will, dass die Schweine Sie umbringen? Hier geht ein Zug nach Basel. Sie haben doch ihren Hauptverwaltungsfreischein und Pass. Ich schau weg. Mehr als zwanzig Mark kann ich Ihnen freilich nicht geben, aber Sie schlafen im Schlafwagen, und morgen frueh sind Sie durch. Glueck auf!“ Laut, fuer die Umstehenden: „Heil Hitler.“

An der Grenze S.A. Maenner, stramme Haltung, militaerischer Gruss: „Glueckliche Reise, Herr Regierungsrat. Heil Hitler.“

Das war die Freiheit. Dachte ich.

Aber da war keine Arbeitserlaubnis zu haben. Als Gast sind Sie uns willkommen, sagte der Regierungsrat an den ich mich wandte. Arbeitserlaubnis kommt nicht in Frage. Eine juedische Hilfsstelle kann natuerlich nichts fuer Sie tun. Ja, da ist wohl nichts zu machen. Haben Sie hier Credit, oder nahe Verwandte? Ich laechelte. Ja, sehen Sie, da koennte schliesslich jeder kommen. Gewiss, gewiss, es ist tragisch, aber sehen Sie, sind wir daran schuld? Aber wir wollen mal nach Bern schreiben, in ein paar Wochen werden wir schon Antwort bekommen.

Ich telegrafierte an meine Eltern. Sie sandten mir monatlich so viel Geld, als damals noch zu senden erlaubt war. Inzwischen ging ich von einer Stelle zu anderen, suchte Arbeit ohne Erlaubnis, suchte Erlaubnis, Bern lehnte ab. Ich gewann Freunde, ich wurde eingeladen, ich ass gut, trank gut, aber ich konnte nicht arbeiten. Um keinen Preis, nicht fuer eine Mark den Monat.

Nach 3 Monaten ging ich ans Telefon und rief die Berliner Hauptverwaltung, meinen alten Chef an. Ob ich nach Deutschland zurueckkoenne, oder ob noch etwas gegen mich vorlaege.

„Aber nein, es ist alles geregelt. Ihre Stelle ist natuerlich anderweitig besetzt. Sie haben noch einen Monat Gehalt gut. Und holen Sie doch Ihre Bibliothek aus Ihrem Bureau.“

Nachfahrt. Muenchen. Mutter weinte. Vater schluckte. „Ich habe meinen Posten als Richter niedergelegt“, sagte er. „Mich haetten sie auch irgendwie erwischt, andernfalls. Es war ohnehin keine Freude mehr.“ Berlin. Der Chef: „Ich bin wirklich erschuettert. Das ist nicht Rassenhass, das ist verkleideter Klassenhass. Wir alle werden daran kommen. Es ist Bolschewismus, trotz aller Luegen vom Gegenteil.“

Aber bitte, Herr College, holen Sie Ihre Buecher am Sonntag morgen. Wir koennten Sie nicht schuetzen, wenn das Personal Sie nochmals saehe und Ihnen etwas zustiesse. Und noch ein Wort: Machen Sie sich keine Hoffnung auf irgend eine Stelle, wie ich hoere, dass es einmal besprochen worden ist, ich meine in der Privatindustrie. Ich muss Sie auch bitten, Herrn Dorpmueller nicht zu besuchen. Ich muss Ihnen leider erklaren, dass in diesem Fall fuer Ihre persoenliche Sicherheit Befuerchtungen bestaenden. Meine persoenliche Meinung kennen Sie. Aber die spielt ja keine Rolle. Sie verstehen sicher, dass wir uns morgen nicht mehr kennen koennen. Meine Frau laesst bestens gruessen und bedauert so sehr, dass sie Sie wohl nicht mehr sehen wird.“ Wir drueckten uns nochmals die Hand, hinterher fiel mir ein, dass ich meine Hand ihm besser verweigert haette, aber da war ich schon auf der Strasse und auf dem Weg zu meiner Braut. Wir heirateten im selben Jahr, schnell: denn ich hoerte, dass dem Fuehrer ein Gesetz vorlag, das Ehen von Judenstaemmlingen mit Ariern verbot.⁵⁴

Wir fuhren nach Mecklenburg zu einem deutschnationalen Stahlhelm Grossgrundbesitzer und wussten, dort konnten wir noch ein freies Wort sprechen und waren ganz einig ueber die Kleinbuergerbolschewiken oder wie er mal sagte: die Revolution des wildgewordenen Biertischs. Viel Hoffnungen waren damals in Mecklenburg: Schleicher, Duesterberg, die Reichswehr, Hugenberg.⁵⁵

54 Am 15.9.1935 traten die Nuernberger Gesetze in Kraft. In diesen Rassengesetzen wurde festgelegt, wer Jude war. Diese Gesetze verboten ferner die Eheschließungen zwischen Juden und „Ariern“.

55 Schleicher, Duesterberg und Hugenberg glaubten Hitler kurzzeitig für ihre Zwecke einspannen oder unter ihrer Kontrolle halten zu können. Letztlich verhalfen sie Hitler aber zur Macht und wurden von ihm kaltgestellt.



Foto: Katharina u. Friedrich Reuß

Aber der Terror begann. Schleicher ermordet, Roehm ermordet.⁵⁶ Im Nachbarort Mord, Raub. Schiessen nachts. Concentrationslager. Grundbesitzer ermordet, Pfarrern flogen Handgranaten ins Fenster. Man nannte das dann „Autounfall“ im Polizeibericht. Die „nationalen“ Kreise hatten den Steigbuegel gehalten und der Ritt ging dem Bolschewismus zu. Ich schrieb an alle Freunde wegen einer Stellung. Aber ich hatte keine Freunde mehr. Als Regierungsrat im Ministerium, jung, von guter Familie, bekannt in wissenschaftlichen Zeitschriften, wer weiss was da noch draus werden konnte – da hatte ich Freunde. Niemand erinnerte sich des arbeitslosen Judenstaemmlings. Ein paar arme Teufel und ein paar junge Maedchen, ja die taten ihr bestes. Alle auf die ich nicht gerechnet hatte, keiner auf den ich rechnete. Keiner der etwas bedeutete. Ein Rechtsanwalt schrieb mir, er sei in Verbindung mit einer Versicherungsgesellschaft. Ich haette doch so gute Beziehungen in ersten Kreisen. Er werde von sich hoeren lassen.

Draussen in Mecklenburg war recht enttaeuschte Stimmung. Die Herrn Mayer von X-blitz und Y-witz hatten gedacht, die „schimmernde Wehr“ und die alten Gardekuerassiere tauchen sofort wieder auf und die ver ... waschlappigen Demokraten in Berlin verschwinden um den alten preussischen Landraeten Platz zu machen.

Meist waren diese Herren im „Stahlhelm“ und so war mein Gastgeber. Duesterberg hatte den Stahlhelm gegruendet um die Frontradition aufrechtzuerhalten, und um Geld und „Volkstuemlichkeit“ zu schaffen, hatte er den hoechst vulgaeren Limonadefabrikanten Seldte mit in die Leitung genommen. Aber, ach, Duesterberg hatte irgendwo einen Juden in seiner Familie und so musste er weg. Und der neureiche, Kartoffel-mit dem Messer-schneidende Limonade-Seldte stellte sich schleunigst auf Hitlers Seite und bekam das aussterbende Arbeitsministerium. Er wollte die Hochburg des Stahlhelms in Mecklenburg besuchen, aber unterwegs erlitt der neue Herr Minister eine nie recht aufgeklaerte Autopanne und ein paar Gutsbesitzer aus der Naehe schlugen ihn weidlich in der Daemmerung mit Reitpeitschen. Sie waren aufrichtig entsetzt als sich herausstellte, das er kein juedischer Viehhaendler war, was sie angenommen hatten, natuerlich, und fuhren mit ihren Wagen, die im Walde versteckt waren, heim, und leerten manchen Humpen auf die-

56 Wegen einer angeblichen Verschwörung der SA-Führung um Ernst Röhm ließ Hitler diesen ermorden. Gleichzeitig ließ er in einer großangelegten Aktion auch andere mißliebige Personen töten, wie z.B. v. Schleicher, v. Kahr und Klausener. Im nachhinein ließ Hitler die Mordaktion durch ein Gesetz für rechtens erklären.

sen urdeutschen Scherz. Herr Reichsminister Seldte sammelte sein goldnes pince-nez und fuhr zurueck ins Ministerium. Ich lernte diesen Helden der nationalen Erhebung also nicht kennen und in allen Gutshoefen waren ueber dem Schreibtisch zwei Bilder zu sehen. Eines mit dem offiziell als „Juden“ beschimpften Duesterberg und eines mit der Rueckseite nach aussen. Auf der Innenseite schaute der Stahlhelmvizepräsident Seldte die kahle Wand an.

Mein Gastgeber kam heim und stuelpte drei Schnaepse hinab. „Musste ich da heute zu einer Gemeindeversammlung und wer meinen Sie wer da kam? Mein Gutsarbeiter Prochlowitzki, der nichts konnte als stehlen, raufen, saufen und ledige Kinder bekommen und hielt in seinem polnischen Deutsch eine lange Rede, dass jetzt er und die anderen alten Kaempfer der Bewegung die Regierung hier haetten und dass er sich bei mehr als 10 Saalschlachten gegen Kommunisten beteiligt haette, was viel mehr bedeute, als das bisschen Krieg der ja schliesslich Zwang gewesen sei. Nein, an den Saalschlachten habe er sich freiwillig, „aus reinem begeisterten Herzen heraus“ beteiligt, und er verbitte sich jede Kritik an seinen Massnahmen, er sei von unserem geliebten Fuehrer (bitte aufstehen und dreimal Sieg heil) als Gemeindevorsteher eingesetzt. Nun hoere also die ver ... Judenwirtschaft auf und jeder muesse erst mal einen Hundertmarkschein in die Parteikasse stiften, danach werde weiter geredet. Draussen standen ein paar Lastautos mit wild dreinblickenden Sturmtruppen und so sagte keiner was dagegen.

Mayor von X-blitz trank drei andere Schnaepse und bekam einen roten Kopf aus deutschem Zorn.

Aus Muenchen kam ein Brief. Mangels meiner gegenwaertigen Adresse hatte man den Fragebogen „aufgrund der Verfuegung des Herrn Reichspräsidenten, ergangen mit Ermaechtigung des Reichsgesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentum vom April 9th 1933“⁵⁷ an meine Eltern mit der Bitte um Weiterleitung gesandt. Es war ein Dokument uebelsten Schnueffeltums. Wer Eltern, Grosseltern, arisch, auslaendisch, juedisch, welcher Partei angehoert, fuer wen gewaehlt, einer internationalen, staatsfeindlichen oder welcher politischen Verbindung angehoert habend und so ueber 4 Seiten. Falsche Angaben mit Zuchthaus bedroht.

57 Dieses Gesetz vom 7.4.1933 verbot Juden die Beschäftigung als Beamter und die Arbeit im öffentlichen Dienst.

Ich schrieb quer darueber: „Niemals politisch taetig gewesen. Nach eingehender Pruefung der persoenlichen Leistungen und der Familie mit Verfuegung des Reichspräsidenten Hindenburg am ... 1931 zum Regierungsrat ernannt.“

Drei Tage spaeter kam von meinen Eltern der eingeschriebene Brief: „Aus dem Staatsdienst entlassen. Die verfassungsmaessige Pension betraegt, da eine 10jaehrige Dienstzeit nicht gegeben ist RM 0.0 Familienzuschlag 0.0 Gruppenzuschlag 0.0 und so weiter, der gute alte Amtsschimmel ueber zwei Seiten.

Meine Eltern und kuenftige Schwiegereltern kamen, gegenseitige Besichtigung erfolgte und wir heiraten grade erst recht. Als Arbeitslose. Wird sich schon was finden. Einstweilen haben wir Ersparnisse und Eltern und Schwiegereltern helfen nach.

Als pensionierter Beamter darf ich meinen Titel weiterfuehren und so luden wir mit allen Verzierungen zu einer grossen Hochzeit ein. Ruecksichtsvollerweise lud ich meine alten Kollegen nicht ein. Die anderen kamen alle.

Auf meine Hochzeitsanzeige erhielt ich eine interessante Sammlung von verlegenen beileidsartigen Briefen.



F 2

Heiratsurkunde

(Standesamt Berlin - Britz - - - - - Nr. 299/1938),
 Der Reichsbahnrat, im Ruhestand, Doktor der Rechte Friedrich
 Adolf Gustav Reuß, wohnhaft in München - - - - -,
 geboren am 5. Juli 1904 - - - - -
 in Würzburg - - - - -
 (Standesamt Würzburg - - - - - Nr. 1209), und
 die Alwine Katharina B u b e l, ohne Beruf, - - - - -,
 - - - - -, wohnhaft in Berlin - Britz - - - - -,
 geboren am 12. Oktober 1911 - - - - -
 in Blieskastel, Bezirksamt Sankt Ingbert, Saargebiet
 (Standesamt Blieskastel - - - - - Nr. 180 - - - - -),
 haben am 5. Dezember 1933 - - - - -
 vor dem Standesamt Berlin - Britz - - - - -
 die Ehe geschlossen.

Vermerke: - - - - -
 - - - - -
 - - - - -
 - - - - -

Berlin - Britz den 27. September - - - 19 38

00 R.M. erhalten
 Eln. Buch Nr. 2046
 27. 9. 38



Der Standesbeamte
Hilder

Mein Freund, der Rechtsanwalt schrieb mir einen Brief, dass ich mich doch mal in der Hauptgeschäftsstelle der X-Versicherung einfinden solle und mit Herrn Dr. Mandelbaum sprechen solle. Dr. Mandelbaum kam mir mit ausgestreckten Haenden entgegen. An den Haenden waren lackierte aber abgegebene Naegel. Seine Waesche war Seide, aber nicht ganz sauber.

Ich hatte ja viele Arten von Juden gesehen, Aerzte, Rechtsanwaelte, nicht so viele wie Hitler behauptete, aber doch einige, auch Kommerzienraete und einfache Strumpfgeschaeftsinhaber. Nun kam also ein neuer Typ.

„Ich freue mich so, Sie zu sehen,“ sprudelte er, „Wir sind ja gewissermassen Kollegen. Ich bin auch Jurist, ich war Rechtsanwalt in der Frankfurterstrasse, aber jetzt, nun Sie wissen ja, eine Versicherungsgesellschaft von internationalem Ruf, da ist man halt sicherer. Meine Anwaltspraxis ist mir voriges Jahr genommen worden.“

Mandelbaum von der Frankfurterstrasse, dachte ich mir. Mandelbaum ist schlimm, aber Frankfurterstrasse ist noch viel schlimmer. Na, Herr Kollege von der Frankfurterstrasse, ueberlegte ich, wollen wir eben Freunde werden, wenn moeglich.

Da hatte sich ein neuer Verein von „nichtarischen Christen“ gebildet. Kommerzienrat Dr. Friedrich, der erste Vorsitzende, sei allerdings recht ploetzlich und aus nicht ganz geklaerten Gruenden gestorben, aber der Verein selbst sei eine erstklassige Sache. Nur erste Gesellschaft, sehen Sie. Vollkommen legal. Wir geben Ihnen 150 Mark monatlich und von jeder Versicherung, die Sie abschliessen, die halbe Provision. Mit den 150 Mark koennen Sie standesgemaess auftreten (so gut war deine Praxis in der Frankfurterstrasse wohl nicht, lieber Mandelbaum, wenn 57 \$ im Monat standesgemaess sind, aber ich sehe, Du hast einiges Geld an Waesche gespart) und ich denke, es ist eine einfache Sache fuer Sie, neue Versicherungen zu machen, oder alte zu unserer Gesellschaft herueberzubekommen.

Dann tranken wir eine Tasse Kaffee miteinander. Die Geheimnisse des Versicherungswesens waren mir nicht fremd, teils von meiner Taetigkeit in der Sozialversicherung, teils von meiner Praxis als Referendar in einer Anwaltskanzlei und teils, aber das verschwieg ich Herrn Mandelbaum, von meiner Praxis beim Strafgericht.

Ich trat in den Verein der Zuckerkranken ein, wie der Nichtarier Verein unter uns hiess, weil Nicht-Arier-Tum und Zuckerkrankheit ja gefaehrlich wird, je hoeher die Prozentzahl steigt.

Mit 25% (einem Grossvater) war ich ein beneideter Aristokrat. Die hundertprozentigen starben langsam aber sicher aus. Zwei Jahre spaeter mussten auf Anordnung der Regierung die hundertprozentigen aus dem Verein herausgeworfen werden, weil sie richtige Juden seien. Fuer 25%ige gab es doch noch einige Lebensmoeglichkeiten. Es war z.B. nicht verboten, freier Versicherungsagent zu sein. Wie herrlich!

Freilich, ein Beruf nach dem anderen war verschlossen. Jede Woche kam eine neue Anordnung dieses Berufsverbandes oder jener Berufsgruppe. Eine

Tuer nach der anderen ging zu. Bei jeder Versammlung ein paar neue Arbeitslose, Verzweifelte. Manchmal fehlte einer: Tot. Oder im Konzentrationslager. Oder, meistens: Selbstmord.

Wir hatten erfreuliche Geselligkeit. Universitaetsprofessoren, die ich von meiner Studienzeit oder meiner kurzen Lehrtaetigkeit kannte (ich las an der Volkshochschule und viele Professoren von der Universitaet taten das ebenfalls). Jetzt war natuerlich die Volkshochschule fuer uns, selbst als Hoerer, verschlossen. Eine Anzahl Aerzte, Anwaelte, eine grosse Anzahl Offiziere aus gutem hohem altpreuussischen Adel (irgendein Vater oder Grossvater hatte sich von einem Schwiegervater den etwas abgenutzten Adelsschild „vergolden“ lassen muessen). Jetzt stieg der kommerzienraetliche Schwiegervater sozusagen aus dem Grab und nahm dem Nachkommen Beruf, oft das Leben, und sehr oft die Freiheit.

Der Zeppelinkoenig Dr. Eckener, der eigentlich haette eintreten sollen, liess sich nicht blicken. Aber er wurde trotzdem kaltgestellt.

Der Bruder des Staatssekretaers Milch, in Goerings Luftfahrtministerium, war Mitglied, aber der Fliegergeneral Milch sei unehelich geboren. Goering sei mit dieser Tatsache vertraut und einverstanden und die Familienaehnlichkeit sei nur ein ungluecklicher Zufall.⁵⁸

Na, einer wenigstens gerettet, dachten wir und lachten.

Herr Milch liess sich uebrigens selten sehen, und ich bin nicht sicher ob er wirklich der Bruder, oder ein Cousin, oder was er war.

Wir hatten einen Jiu-Jitsukurs, der viel Spass machte, aber alsbald aufhoeren musste, nachdem unserem Lehrer angedroht worden war, es werde ihm die Lizenz entzogen werden, wenn er weiter mit Judenstaemmlingen umgehe.

Das Versicherungsgeschaeft ging gut, weil ich durch Unterbeteiligung unserer stellenlosen Mitglieder viele Beziehungen bei Ariern bekam. Meine eigenen arischen Freunde besuchte ich nicht. Das, allerdings, verschwieg ich Herrn Mandelbaum. Er waere bestimmt zu Herrn Hitler gegangen, nach dem was er mir so alles empfahl und haette gesagt: „Erinnern Sie sich nicht an den kleinen Regierungsrat, der bei der Party von Minister X ganz unten an

58 Nachdem Göring erfahren hatte, daß sein Staatssekretär Erhard Milch jüdischer Abstammung war, setzte er sich mit dem Spruch „Wer Jude ist, bestimme ich“ darüber hinweg. Er überredete Milch's Mutter, eine Erklärung zu unterzeichnen, das Erhard Milch „arischer“ Abstammung sei.

der Tafel sitzen durfte und an den Sie eine halbe Stunde einen fuerchterlichen Vortrag losliessen, der daraufhin versuchte einen hoeflichen Satz zu stammeln, aber Sie hoerten das schon gar nicht mehr, sondern bruellten bereits ein anderes Opfer an, mit gestraubtem Schnurrbart und rollenden Augen und Fuessestampfen und Armeverdrehen. Aber wenn Sie sich auch nicht erinnern, Herr Hitler, eine Lebensversicherung, oder wenigstens eine ganz ganz kleine Feuerversicherung, wenn ich um 3% oder sagen wir um 4% billiger bin als die Konkurrenz.“ So wuerde Herr Mandelbaum gesprochen haben, wenn er meine „prima, prima“ Beziehungen genutzt haette. Immerhin, das Geschaeft ging, wenn auch ersichtlich mehr als Gabe des Mitleides, und weniger als richtiges Geschaeft. Und allen den Adressengebern musste ich was abgeben und mir blieben kaum mehr als die „Standesgemaessen“ 150 Mark. Dafuer blieb mir alles Gruebeln erspart, denn ich arbeitete von frueh bis nacht.

Einmal kam ein interessanter Besuch. Bei Nacht und Nebel. Ein alter deutschnationaler Reichstagsabgeordneter, mit dem ich manches politisches Gespraech gefuehrt hatte, frueher, und der mir nie geglaubt hatte, dass die „Voelkische Gleichheit des Blutes“ und die „deutsche judenfreie jehovafreie, rein neutestamentliche, positiv christliche, Nationalkirche“ alles bloss eine „ur“-deutsche Uebersetzung bolschewitischer Schlagwoerter sei. Nein nein, hatte er immer gesagt. Lassen Sie man. Unser Hugenberg, das ist noch'n Kerl. Wissen Sie, der benuetzt den kleinen Trommelfritze Hitler bloss gegen die Gewerkschaftsbonzen und das langweilige neumodische Voelkerbundsgequassel und Menschheitsverbruederungsschwindel und Bankjudentum und dann, wenn er erst mal durch ist, dann jagt er den Slovaken Hitler und den Egyptianer Hess und den Littauer Rosenberg und den haesslichen Zwerg Goebels und das fette Schwein Goering und den alten Zuchthauskerl Ley und die ganze verdaechtige Bande zum Teufel. So hatte Herr Baron von W.⁵⁹ gesprochen und ich hatte Herrn Hugenberg nicht genuegend vertraut. Das war alles. „Nein“, junger Freund,“ hatte Baron von W. immer wieder gesagt, „Machen Sie sich man keine Gedanken. Da ist auch noch die Reichswehr und der gute preussische Adel und das internationale Judentum. Glauben Sie, die alle lassen so sich von dem kleinen Lumpenkerl Hitler unterkriegen? Und unser guter Opa Hindenburg? Lassen Sie bloss man erst den Hitler hier ein

59 Bei Baron von W. handelt es sich vermutlich um Graf Kuno von Westarp.

bisschen Saubermachen und Sie werden sehen, wie schnell, wenn der Stall erst mal sauber ist, der dreckige Stallknecht auch rausfliegt.“

Nun hatte also Hugenberg resigniert, Schleicher war ermordet, Duesterberg war irgendwo in China, von Papens Sekretaere und Angestellte waren, ihm zur Warnung, ermordet und er war brav angekommen und hatte Hitler die Hand geleckt, die Stahlhelmlleute in Mecklenburg und Ostpreussen waren unter der effectiven Ueberwachung ihrer Gutsarbeiter und lasen immer mal wieder, dass Hitler die Vorschlaege, ihre Gueter aufzuteilen, wegen ihrer erprobten Treue zur nationalen Sache, zurueckgewiesen haette. „Freilich, Eigentum ist Verpflichtung zum allgemeinen Wohl“, stand jedesmal dabei „und wenn gewisse Geruechte ueber antinationale, reaktionaere Stroemungen sich bewahrheiten sollten, dann muesste die Frage einer neuen Pruefung unterzogen werden.“

Die deutschnationalen Die-hards drueckten sich also alle aengstlich unter den breiten Fluegeln des guten Opa Hindenburg, und der war alt und krank.

Dann rueckte also Herr von W. heraus. „Sie haben doch immer das Richtige gerochen, lieber Rat. Wenn wir nur Ihnen mehr geglaubt haetten, aber Sie waren halt so ver ... jung und wer hoert da schon hin. Solch verf ... Bolschewiken! Sie haben doch Beziehungen in allen Kreisen. Sie haben doch ein paar fuehrende Sozialdemokraten gekannt und jetzt hat man Sie mit so einem Kerl, Mandelbaum soll er wohl heissen, doch nicht Ihr Freund, wie? mit dem hat man Sie gesehen und da dachten wir, wenn einer hier in Berlin das Zeug haette, alle Kraefte zusammenzufassen, na und soweit, Sie wissen schon. Wollen Sie?“

Nein, ich wollte nicht. Es war zu spaet. Alle Parteien aufgeloeset. Die Fuehrer tot, im Konzentrationslager, im Ausland. Jedes Telefon ueberwacht, in jedem Block ein Blockwalter, Gestapo, kein Briefgeheimnis, jedes Dienstaedchen ein bezahlter Spion, alle hoeheren Amtsstellen umbesetzt, und auf allem Todesstrafe. Versuch des Hochverrates: Todesstrafe. Vorbereitung zum Versuch: Todesstrafe. Neue Parteiguendung: Todesstrafe. (Ist das was wir eben tun eine Vorbereitung zum Versuch oder so was??) Todesstrafe mit Rueckwirkung auf Vergehen, die erst noch erfunden werden. Das urgermanische Prinzip des Sippenrechts soll wiederbelebt werden, mit anderen Worten, wenn ich entkomme, wird meine junge Frau und meine alte Mutter barbarisch ermordet werden.

Zu einem Priester, dem Vorgaenger meines Beichtvaters, war ein Herr gekommen und hatte ihn um einen Beitrag fuer eine hollaendische Zeitung gebeten: „Ueber die Stellung der katholischen Kirche im neuen Deutschland“. Der Priester wollte nicht luegen, aber auch nichts gegen Deutschland schreiben, so lehnte er ab. Am naechsten Tag kam der selbe Besucher und versuchte etwas deutlicher zu sprechen, ueber die Not, die doch im Ausland bekannt werden muesse und da hatte ihn der vorsichtige Priester hinausgeworfen. Der Besucher bat nur, ihn doch bitte nicht der Polizei zu melden, er habe Frau und Kinder. Das versprach ihm der Priester. Am naechsten Tag wurde der Priester verhaftet und zu 10 Jahren Zuchthaus verurteilt, weil er durch Nichtanzeige hochverraeterischem Treiben Vorschub geleistet habe. Belastungszeuge war der „Familienvater mit Frau und Kindern“, ein Angestellter der Gestapo.

Das alles ging mir durch den Kopf.

Herr v. W. kaute an seiner Zigarre und sah mich an.

„Herr v. W,“ sagte ich, „Sie wissen, dass ich immer national gesinnt war. Sie selbst haben immer gesagt, kleine Uebertreibungen in einer guten Sache muss man uebersehen. Gut ich uebersehe die kleinen Ungerechtigkeiten jetzt. Eine grosse nationale Erhebung darf man nicht mit kleinem Massstab messen. Selbst wenn Ihr Gut beschlagnahmt werden sollte, Sie wissen: Leben und Eigentum fuers Vaterland. Und ausserdem“, oeffnete ich mein Herz doch ein bisschen, „jetzt ist es fuer jeden anderen Gedanken zu spaet. Ihr Vorschlag ehrt mich und ich will ihn vergessen. Wir haben uns seit drei Monaten nicht gesehen und auch heute nicht. Heil Hitler.“

Ich lebte im Familienkreise. Und im nichtarischen Verein. Im uebrigen wurde es still um mich. Manchmal kam ein alter Freund, der wusste, dass er sich bei mir ungefaehrdet aussprechen konnte. Mit dem Schandfleck meiner Geburt konnte ich ja nicht gut ein Gestapo-Spitzel sein. Man wuerde mir auch nichts geglaubt haben. Ich war also ein guter geistiger Schuttablagerungsplatz.

Rechtsanwalt X kam zu mir. Was er fuer die Frau seines Kollegen Y tun koenne. Der sei verschwunden. So sei es gewesen: Dr. Klausner, der Fuehrer der katholischen Aktion in Deutschland, war in seinem Bureau im Ministerium, er war Ministerialrat von Beruf, ermordet worden. Eine Gruppe S.S. Maenner mit noch rauchendem Revolver sei aus dem Bureau gekommen und habe lachend erklaert, der schwarze Roemerhund habe sich eben erschossen.

Nur um die Schmach des Selbstmords von dem strengkatholischen Gatten abzuwehren, habe Frau Klausner die Moerder, die erkannt worden waren, angezeigt und als Nebenklaegerin einen Prozess gegen sie erzwungen. Nun war aber eine Amnestie fuer Taten, die in der ersten Begeisterung der nationalen Erhebung zum Zweck dieser Erhebung begangen worden seien, ergangen, und die Moerder bezogen sich auf diese Amnestie. Der Rechtsanwalt habe gesagt, er koenne nicht annehmen, dass unser allgeliebter Fuehrer wolle, dass das Gericht annehme, ein feiger Mord koenne der nationalen Erhebung dienen. Im Gegenteil, er koenne nicht dienen, sondern nur schaenden. Daraufhin war eine Vertagung der Verhandlung vom anwesenden Parteivertreter beantragt worden, und am Ausgang des Gerichtsaals sei der Rechtsanwalt von der Gestapo in Empfang genommen worden und man habe seither, seit mehr als zwei Wochen, nichts mehr von ihm gehoert. „Wenn es wenigstens ein Jude gewesen waere,“ sagte mein Freund harmlos,“ da wollte ich ja nichts sagen, aber er war nachgeprueft arisch und da ist das doch eine Ungerechtigkeit.“

Ich riet ihm, er solle sich doch bei Himmler beschweren, er kenne doch den Amtsweg. Ich nahm an, er merkte den Hohn in meiner Stimme, denn er verabschiedete sich sehr schnell.

Unser Versicherungsgeschaeft liess nach. Der Verein, meine geschaeftliche Basis, verkleinerte sich immer mehr. Als neuer Grund zur Verkleinerung kam die Auswanderung hinzu. Quaeker, Katholische Orden und fuer manche, Glueckliche, Verwandte im Ausland, ermoeglicherten die Auswanderung. Grosse Hoffnungen erweckte ein Brasilianisches Siedlungsprojekt von dem ehemaligen Minister Koch-Weser. Die meisten Auswanderungen scheiterten an der Geldfrage. Die Geldausfuhrbestimmungen wurden mehr und mehr verschaeft. Ein Freund von mir, ein Rechtsanwalt, von dem ich ebensowenig wie er von mir geahnt hatte, dass er einen „Abstammungsfehler“ hatte, half sich. Er errichtete in seinem grossen Apartment im Berliner Westen eine Studentension, verlangte von den auslaendischen Studenten, die er bevorzugte, einen sehr geringen Pensionspreis und dann einen wesentlich hoeheren, den deren Eltern auf die Bank von England ueberweisen sollten. Natuerlich kam dieser Verzweiflungsakt auf, er erhielt fuenf Jahre Zuchthaus, es war eine grosse Sache in allen Zeitungen und seine Frau, mit einem 6 Monate alten Baby, liess sich scheiden. „Zum Schein“ natuerlich nur, wie sie mir sagte, denn sie war ebenfalls Rechtsanwaeltin und konnte so die Praxis retten, da sie rein arisch war. Ein Jahr spaeter machten die Nuernberger

Rassengesetze die geplante Wiederverheiratung unmöglich. Sie heiratete einen Freund ihres Mannes. Ich habe niemanden wiedergesehen.

Ich hatte gelegentlich geschaeftlich auf der Zentralstelle einer grossen und angesehenen Versicherungsgesellschaft zu tun. Deren Generaldirektor war ein Freund meiner Eltern und Jude. Meine Eltern hatten ihm ohne mein Wissen meinetwegen geschrieben und als ich ihn nun kennenlernte, stellte er mich mit 250 Mark fuer seine Gesellschaft an. Bevor ich meinen Dienst antreten konnte, wurde er, als Jude, seines Postens enthoben. Ich hatte aber meinen Vertrag und der Nachfolger des Generaldirektors, sein ehemaliger Sekretaer, ein „alter Kaempfer der Partei“ war sehr freundlich zu mir und riet mir, der „Deutschen Arbeitsfront“⁶⁰ beizutreten. Eine Union, der jeder „schaffende Deutsche“ ob Tuerhueter oder Generaldirektor, angehoren soll (in Wirklichkeit: muss). Da es sich hier mehr um Beitragszahlungen als um Rechte handelt, waren nur Juden ausgeschlossen, Rasseforschung war nicht erfordert, und ich konnte also eintreten. Wir machten einen Sprechabend mit, in dem uns erklart wurde, dass die alten Arbeitergewerkschaften unter juedischer Herrschaft waren und dass es deshalb wirtschaftliche Verbaende waren, die auf schamlose Weise durch Arbeitslosenunterstuetzung, Weihnachtsgaben und andere materialistische Judenschliche die Leute koederten. Die Deutsche Arbeitsfront dagegen sei eine rein ideale weltanschauliche Sache, wir gaeben unsere Beitraege nicht fuer schnoeden Gewinn, sondern um unsere Treue zu Hitler zu beweisen. Es sei unserer unwuerdig, bei einem „Weltanschauungsbeitrag“ materielle Gegenleistungen zu erwarten, das Gefuehl der Treue in unserer eigenen Brust sei Lohns genug. Besonders wuerdige Mitglieder koennen gelegentlich eine Sommerreise mit „Kraft durch Freude“⁶¹ machen, eine Sache, die in Gruendung begriffen sei.

In der Tat war Kraft durch Freude dann besser, als es zuerst aussah, und es gab tatsaechlich billige Reisen, sehr billige Theaterkarten und eine Menge derartiger Verguenstigungen, die einen Teil der unerhoert hohen Steuern wieder gutmachten.

Trotz meiner Mitgliedschaft bei der Arbeitsfront war es natuerlich unmoglich, mich in der Zentrale anzustellen, ich muesse „unten“ anfangen und als

60 Die Deutsche Arbeitsfront (DAF) wurde nach der Zerschlagung der Gewerkschaften unter der Fuehrung von Robert Ley eingerichtet.

61 Kraft durch Freude (KdF) war eine Organisation der DAF, die u.a. Freizeit und Erholung der Arbeitnehmer regelte.

Vertreter lernen, spaeter koenne ich dann vielleicht eine eigene Generalagentur bekommen. Als Vertreter lerne man am besten an einem Ort, wo man keine Beziehungen habe, um ganz unbeeinflusst arbeiten zu koennen (was sehr richtig ist) und so wurde ich in ein kleines Thueringisches Staedtchen geschickt, um Klein-Lebensversicherungen, Haftpflicht- Feuer- und dergleichen zu verkaufen. Meine Frau blieb in Berlin, denn ich konnte mir nicht vorstellen, dass das Abenteuer lange dauere.

Zwanzig Seiten Bericht ueber die unangenehmste Sache im Ministerium waren mir nicht so hart angekommen, als einmal eine fremde Tuerklingel zu laeuten und womoeglich die Tuer vor der Nase zugeschlagen zu bekommen. Meinen Doctortitel vergass ich natuerlich, sonst waere ich noch verdaechtiger gewesen. Ich musste ohnehin auf volkstuemliche Manieren trainieren und nahm mir den guten Freund Mandelbaum, der sehr traurig ueber mein Scheiden war, als Muster. „Wenn Sie erst mal in der Wohnung sind, machen Sie auch eine Versicherung“, sagte mein Chef, „einfach sitzenbleiben, bis der andere nachgibt. Die Sitzflaeche entscheidet, nicht das Gehirn.“ Ich weiss nicht, warum mich das troestete, und ich bedauerte, dass ich diese Lebensweisheit nicht waehrend meiner Amtszeit schon gelernt hatte.

Dieses kleine thueringische Landstaedtchen war fuerchterlich arm. Nahe war das grosse Post-order-Haus Witt und eine Menge Leute hatten sich von Witt kleine Maschinen gekauft, Spielzeug erzeugende Maschinen, oder Webmaschinen die wie vor 1750 gebaut aussahen, und arbeiteten fuer Witt. Nach allen Abzahlungen fuer Material und Maschinen blieb ihnen, wenn die ganze Familie arbeitete genuegend Geld uebrig, um Abends ein paar Kartoffel und einen Hering zu essen. Wohnungen und Gesundheitsverhaeltnisse waren entsetzlich, aber eine Lebensversicherung fuer 10 Pfennig die Woche oder so, fiel doch manchmal ab. Nach 4 Wochen konnte dann oft nicht weitergezahlt werden, das Storno im ersten Jahr war mehr als 60% und das war das beste Geschaeft fuer uns.

Ich schaemte mich sehr, wenn ich einen neuen Kunden dieser Art fand. Sie waren fast durchwegs von der neuen Zeit begeistert. Hat der Kaiser je einem Arbeiterkind die Hand gegeben? Oder war Ebert als einfacher Soldat im Feld? Nein, aber unser Volkskanzler.

Wer jagt die juedischen Kapitalisten aus dem Land und fuerchtet sich nicht vor dem internationalen Juden? Unser Volkskanzler. Wer haelt Reden, die auch der einfache Mann verstehen kann und sagt nicht, die Umstaende sind schuld an unserem Unglueck, oder die Weltwirtschaftskrise oder noch laen-

gere Woerter. Nein, er hat den Mut mit dem Finger auf den juedischen Kapitalisten zu zeigen. Da ist der Lump, der an allem schuld ist. Und wie planmaessig diese Juden waren: Wer waren die reichen Kapitalisten? Die Juden. Die haben den Krieg gemacht, um Kanonen verkaufen zu koennen. Dann haben sie das ganze Volk ausverkauft in der Inflation. Dann waren sie die Bolschewiken und wollten alles kurz und klein schlagen. Da war ein juedischer Arzt im Nachbarort. Immer tat er so freundlich. Alle Leute hat er betoert. Und hat manchen umsonst behandelt. Und wie er jetzt endlich aus dem Ort gepruegelt wurde, was haben wir gefunden? Ein ganzes Essbesteck aus reinem Silber. Silber! So haben die Juden gelebt. Mit Silber.

Ich erzaehlte harmlos von den herrlichen Palaesten, die unsere Fuehrer sich jetzt bauen und von dem Gold und Silber und den kostbaren Bildern und alle dem, aber so hoch geht der Neid nicht. Das ist zu weit weg. Das gibt Arbeit fuer die Armen. Der Viehhaendler, der sich ein Auto leisten kann, das ist der Feind.

Nach drei Monaten hatte ich gezeigt, dass ich Versicherungen verkaufen konnte und kam nach Leipzig, wo mir 15 Vertreter unterstellt wurden. Meine Frau kam nach, wir lebten in einem kleinen Apartment, ich kaufte ein Kleinauto, das sich von den Kilometergeldern bezahlt machte, und wir waren wieder einmal gelandet.

Ich besorgte einen Bezirk, der bis zu den Leunawerken, 20 Meilen westlich von Leipzig reichte, verkaufte allein oder zusammen mit unseren Vertretern Versicherungen, und beobachtete die Stimmung fuer oder gegen Hitler.

Die Gespraechе verliefen etwa nach folgendem Muster, vorausgesetzt dass es sich um intelligentere Vorarbeiter, Ingenieure oder dergleichen handelte:

„Eine Versicherung? Nein. Heute, seit wir unseren Hiltler haben, ist fuer unsere Familie gesorgt in jedem Fall. Hitler sorgt fuer uns.“

„Gewiss, aber sehen Sie, die Arbeitsfront zahlt Ihnen keine Rente.“

„Ja, das ist wahr, die Gewerkschaften frueher haben das getan.“

„Ja, und man kann nicht wissen, eines schoenen Tags haben wir wieder unser herrliches Heer und man weiss nicht, was da passiert.“

„Ja, da haben sie auch recht. Na, ich geh nicht mehr mit, ich hab noch meinen Rheumatismus vom vorigen Krieg, aber freilich, heute wird man als einfacher Mann ja nicht mehr gefragt ...“

„Ja, na wir koennen doch auf Hitler vertrauen, der macht alles.“

„Ja da haben Sie schon recht, aber ich denke, so gar nicht mitreden duerfen und bloss zahlen muessen, das ist doch eigentlich auch nicht recht. Da kommt die Arbeitsfront, und der S.A. Beitrag und hoehere Steuern. Und die Sozialversicherungsabzuege sind wieder erhoehrt, und die Winterhilfe, und die Eintopfsammlung ...“⁶²

„Ja und jeden Sonntag eine Strassensammlung.“

„Ganz richtig, und dann muessen die Kinder in die Hitlerjugend.“

„Ja aber dafuer werden sie auch vom Staat betreut.“

„Freilich, freilich, das ist schon schoen, aber man hat doch auch gar kein Familienleben mehr, und wenn Messe in der Kirche ist, da ist immer grade eine Versammlung, man hat doch auch seinen Glauben, aber das soll einem alles genommen werden und was die Kinder fuer Ideen heimbringen, na ich kann Ihnen sage ... Nicht mal im eigenen Haus kann man mehr ein freies Wort spreche ... Um Gotteswillen, Sie sind doch kein Spitzel? Ich habe nichts gesagt. Kein Wort hab ich gesagt, wer sind Sie ueberhaupt?“

Na dann wurde der arme Kerl beruhigt und manchmal unterschrieb er eine Versicherung.

Es gab auch andere. Neu angekommene. „Heil Hitler. Kommen Sie mal rein, Sie da. Zeigen Sie mal Ihren Ausweis. Bei der Arbeitsfront? Wissen Sie, man muss doch wissen, dass einem nicht irgend so ein Jude da in die Wohnung kommt. Ich glaube nicht, dass ich irgend eine Versicherung brauche. Ich weiss von sicherer Quelle, mein Sturmfuehrer hat mir das erzaehlt, demnaechst bekommt jeder Deutsche eine Alterspension. Jeden Sonntag ein Huhn im Topf soll Hitler gesagt haben. Haben Sie das schon gehoert? Und wenn erst Deutschland ganz frei ist, dann koennen alle Steuern abgeschafft werden. Wir muessen ja immer bloss fuer die Juden und Auslaender bezahlen. Nein, das hoert jetzt auf. Na Sie sollen mal sehen, wie Deutschland in 5 Jahren aussieht. Gemeinschaftssiedlungen ueberall, ein Volksauto fuer jeden schaffenden Deutschen, da brauchen wir uns ueberhaupt um nichts

62 An sogenannten „Eintopfsonntagen“ sollte die Bevoelkerung statt teurer Gerichte einfache Eintöpfe essen und das gesparte Geld dem Winterhilfswerk (WHW) spenden. Das WHW veranstaltete auch Straßen- und Haussammlungen, um das gesammelte Geld Beduerfungen zukommen zu lassen, sofern sie im nationalsozialistischem Sinne wuerdig waren.

mehr zu kuemmern. Da muessen mal die anderen fuer uns fronen. Nein, nein, kommen Sie mir nicht mit einer Versicherung.“

Im nichtarischen Verein in Leipzig fanden wir wieder gute Gesellschaft. Aber da waren schon alle arbeitslos und hofften von einem auf den anderen Tag, irgendwie aus dem Lande kommen zu koennen, aber mehr und mehr Grenzen verschlossen sich. Die offenen Staaten waren ebenfalls zu schwer zugaenglich. Wo z.B. einen Amerikaner finden, der einem ein Affidavit of support⁶³ verschafft? Nein, wir paar letzten muessen schon hier aushalten. Nur nicht auffallen, nur nicht miteinander in ein Gasthaus gehen, denn wenn wir auffallen und ein Streit entsteht oder irgend etwas, dann kommen wir ins Konzentrationslager. Frau Dr X hat ein Paeckchen bekommen, 2,50 Mark Nachnahme, aus dem Konzentrationslager, und da war die Asche von Ihrem Mann drin. Vielleicht. Vielleicht lebt er auch noch, und es war nur ein Scherz. Am besten bleiben wir schoen zuhause, dass uns niemand sieht.

In unserem Apartmenthause wohnte ein kleiner Postbeamter. Er versuchte immer mit uns in Verkehr zu kommen. Ich blieb kuehl. Eines Tages sagte seine Frau meiner Frau: „Ich weiss schon, Ihr Mann hat hoehere Schulbildung, der ist sich wohl zu gut, mit einem einfachen Postbeamten zu verkehren?“

Meine Frau weinte zuhause, und ich ging abends zu ihm hinueber und sagte ihm, was los war und dass ich seinetwegen mich zurueckgehalten habe. Er war erschuettert. Von all dem hatte er ja nichts gewusst. Freilich, in seiner frueheren Wohnung, da hatte eine juedische Familie gewohnt und einmal hatte seine Frau einen schweren Waeschekorb die Treppe hinuntergetragen und da war die Frau Rosenberg gerade heraufgekommen und hatte seiner Frau den Korb tragen helfen. Am naechsten Tag ist er zu seinem Amtsvorsteher gerufen worden und da ist ihm gesagt worden, er stehe nun auf der schwarzen Liste und wenn er weiter Verkehr mit Juden habe, werde er aus dem Dienst entlassen. Seine Frau habe das der Frau Rosenberg erzaehlt und die ging darauf zum Amtsvorsteher und habe beschworen, dass sie ihre Hilfe seiner Frau aufgedraengt habe und dass sie sich im uebrigen gar nicht kennen. „Ich war wirklich beschaemt“ schloss er.

63 Das Affidavit of support war eine Verpflichtung von Verwandten oder Bekannten, die die Einwanderungsbehoerde der USA verlangte, notfalls fuer den Unterhalt des Immigranten aufzukommen.

Trotzdem entwickelte sich daraus eine gute Freundschaft, die sich freilich auf heimliche, abendliche gegenseitige Besuche beschränkte.

Es wurde immer schlimmer. Versicherungen wurden uns geküendigt, weil ein Gerücht ging, dass die Gesellschaft noch Judenstämmlinge beschäftigte. Es waren sowieso schwere Zeiten, denn die Deutsche Arbeitsfront machte selbst eine Versicherung, in der Dr. Ley Direktor war, und die Amtswalter der Arbeitsfront mussten dafür unentgeltlich Propaganda machen. Wer in eine andere Versicherung geht, ist ein Volksverräter, hiess es. Aber mein Chef sagte, ich solle mir keine Sorgen machen.

„Wir paar vernünftigen Menschen, die noch in dieser verrückten Zeit leben, halten schon zusammen.“

Kurz vor der ersten Mai-Feier bat er mich aber doch, lieber ein paar Tage krank zu sein, denn er habe gehört, die Arbeitsfront habe sich geäussert, ich sei ein Judenstämmling und nicht würdig an der Feier teilzunehmen. Wenn ich aber nicht teilnehme, müsse er mich entlassen.

Da war also wieder das Ende nahe. Denn die Arbeitsfront würde nun nicht ruhen, bis ich wieder arbeitslos wäre, das wusste ich von hundert anderen Fällen.

Meine Eltern besuchten uns aus München und da hörte ich zum ersten Male, dass ein Cousin meiner Grossmutter in den achtziger Jahren nach den Vereinigten Staaten ausgewandert war. Meine Eltern hatten nach langem Forschen seine Adresse erfahren. Wir schrieben sofort an ihn und richtig, kurz darauf kam ein Brief, dass er sich freue, von uns zu hören und wie es denn hier aussehe. Er habe eine Fabrik in der Nähe von New York und lebe in ganz guten Verhältnissen. Seine Adresse nahe dem Zentralpark in New York, erklärte mir ein Freund, berechtigte mich zu den kühnsten Hoffnungen.

Da kam ein neuer Brief von ihm, mit einem Besuchsaffidavit, ich solle mich doch mal besuchsweise in New York umsehen. Mit diesem Brief ging ich zum Konsul und er versprach mir ein Besuchsvisum, vorausgesetzt, dass ich einen schriftlichen Nachweis erbrächte, dass ich in ungeküendigter Stellung wäre.

To the American Consul in Berlin, Germany:

I, RICHARD BAUER, of the firm of Richard Bauer & Co., Inc. located at 420-422 Broome Street in New York City, being duly sworn, depose and say:

That I am interested in Mrs. Katharine Reuss, and infant child, Peter Reuss, coming into the United States as quota immigrants. Mrs. Katharine Reuss, and Peter Reuss are the wife and son, respectively, of my cousin, Friederich Reuss, who was granted an immigration visa at Berlin in July, 1938, and who was admitted here for permanent residence at New York from the SS Aquitania on September 13, 1938.

That I have previously forwarded an affidavit of support, together with substantiating documents for Mrs. Reuss and child, but same apparently did not reach your office although they were sent to Berlin by the National Catholic Welfare Conference on December 6, 1938 via the diplomatic pouch of the U. S. Department of State; and that in lieu of these documents I now give this guarantee that the affidavit of support which I gave for Mrs. Katharine Reuss' husband, Dr. Friederich Reuss, which is on file at your Consulate in Berlin, shall be considered as guaranteeing equally for the above named Mrs. Katharine Reuss, and her child, Peter.

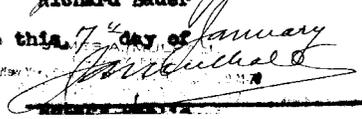
That the guarantee which I gave to care for Dr. Friederich Reuss is to be considered as also including his wife and child for the issuance of an immigration visa, the same as if their names were actually noted in the original affidavit which was dated less than one year ago.

That my present income and various interests mentioned in the affidavit for Dr. Reuss have not been reduced in value, and that my income for the calendar year 1938 will not vary more than 5% either way from that of 1937.

That I hereby guarantee that I will not permit Mrs. Katharine Reuss and child, Peter, to become public charges following their arrival in the United States.


Richard Bauer

Subscribed and sworn to before me this 7th day of January
A.D., 1939.


Notary Public

Ich schrieb meinem Chef in Berlin, dass ich um diesen Ausweis baete. Da kam die Nachricht, dass der Vertreter der Arbeitsfront diesen Ausweis untersagt habe. Er sei ausnahmsweise bereit, zu erlauben, dass ich als Provisionsvertreter weiterarbeiten duerfe, ich sei im uebrigen mit Rueckwirkung auf meinen letzten Kuendigungstermin entlassen und er muesse bitten, dass ich ihm meinen Gehalt fuer die letzten zwei Monate zuruecksende. Gleichzeitig

rief er mich am Telefon an, und sagte, er habe die zwei Monate bezahlt als zurueckgesandt quittiert und er schaeme sich aus Herzensgrund, aber er koenne nichts machen. Ich schrieb, dass ich das Angebot als freier Vertreter zu arbeiten annehme, aber auf einwoechiger Kuendigung bestehe.

Aus der Arbeitsfront trat ich aus, mit der Begruendung, dass meine juedische Abstammung mich vermutlich unerwuenscht mache. Ich erhielt einen Brief, dass doch meine Frau arisch sei und ob nicht sie meine Beitraege weiterzahlen wolle.

Sie wollte nicht. Ich gab keine Antwort.

Inzwischen telegraphierte ich nach New York, dass ich baete, das Besuchsvisum in ein Dauervisum umzuwandeln, was prompt geschah. Das war inzwischen 1938 geworden. Vor dem Konsulat draengten sich jeden Tag mehr als 100 Personen und es war eine Qual. Die entsetzlichsten Geschichten zirkulierten im Wartesaal, Frauen von Maennern im Konzentrationslager, mit 3 Monate Frist zum Auswandern, brachen zusammen, als sie hoerten, dass ein Visum vor 6 Monaten nicht in Frage kaeme. Alte Maenner kamen weinend aus dem Untersuchungsraum. Sie hatten die aertzliche Pruefung nicht bestanden. O Gott, was sollen wir tun? Hier muessen wir heraus, nirgends kommen wir hinein, unsere Kinder verhungern.

Eine Frau hatte eine Erbschaft in Amerika gemacht. Wenn sie das Geld in Amerika hat, bekomme sie ein Visum, sagte der Konsul. Erst muss die Erbschaft der deutschen Reichsbank ausgeliefert werden, dann bekomme sie einen Pass, sagte das deutsche Passamt.

Es war die Hoelle in diesem Vorzimmer, und ich sass da mindestens 10 mal von 7 Uhr (um 9 Uhr wurde geoeffnet, aber da war der Gang so voll, dass die hinten anstehenden Leute heimgeschickt wurden) bis mittags 4 Uhr.

Inzwischen war meine Taetigkeit in Leipzig unmoeglich geworden, weil ich keinen Arbeitsfrontausweis mehr hatte und ich war nach Berlin zu meinen Schwiegereltern gezogen. Endlich, im Sommer (1938) kam das Visum.

Ich fuhr nach Muenchen, nach den oberbayrischen Bergen und nahm Abschied von Eltern, den wenigen Freunden und dem schoenen Bayern, und endlich fuhr ich ab. Meine Frau sollte einige Monate spaeter nachkommen.

Gepaeck war vorausgeschickt, die paar Dollar, die mir an der Devisenstelle ueber die gesetzlichen 3 Dollar hinaus genehmigt worden waren, hatte ich in der Tasche und nach allzulanger Fahrt kam die hollaendische Grenze.

„Haben Sie Geld“? fragte der S.S. Mann an der deutschen Grenzstelle. „Hier ist meine Devisengenehmigung und hier ist meine Brieftasche,“ sagte ich. „Das ist alles was Sie haben?“. „Ja, mein Gepaek ist bereits in Berlin zollamtlich abgefertigt, ich habe weiter nichts mit mir. Das Gepaek ist nach Southampton vorausgesandt.“

Der Zug hielt.

„Alle Auswandererpaesse bitte abliefern, die Auswanderer steigen hier aus.“

Mit mir stieg noch eine alte Dame aus, und auf dem Bahnsteig waren wir 16 Leute.

„Sie stellen sich im Wartesaal in einer Reihe auf!“

Wir stellten uns auf.

„Sie bleiben hier stehen“.

Wir blieben stehen.

Der Zug pfiiff. Ich trat aus der Reihe und bat einen S.S. Mann uns abzufertigen, unser Zug gehe und wir muessen den hollaendischen Anschlussdampfer erreichen. Er hielt mir die Reitpeitsche vor die Augen: „Hab ich nicht gesagt, Sie bleiben in der Reihe stehen?“

Ich trat zurueck. Ein paar alte Damen schluchzten. Kinder weinten. Unser Zug fuhr ab.

Einige neue Versuche, etwas zu erreichen, blieben erfolglos. Wir standen von 7 Uhr nachmittags bis Mitternacht. Endlich kamen die S.S. Leute aus dem Bahnhofswartesaal, wo sie Karten gespielt hatten, und sagten zu mir: „Sie da, Sie hatten es doch so eilig, kommen Sie mal. Kein Gepaek?“ Ich erzaelhte meine Geschichte von neuem. „Na, ziehen Sie mal Ihre Jacke aus.“ „In dieser Tasche ist ja eine Visitenkarte. Regierungsrat X. Sind Sie das?“ „Jawohl“ „Sind sie Jude?“ „Nein“ „Warum wandern Sie dann aus?“ „Nicht-arisches Abstammung.“ „So? Haben sie Militaerurlaub?“ „Ja hier in meiner Brieftasche.“ „Na, ich weiss nicht, ob wir Sie da so herauslassen koennen. In dieser Brieftasche ist ja auch ein politischer Zeitungsaufsatz von Ihnen.“ „Das ist wirtschaftspolitisch, Herr Wachtmeister, ich habe nie politische Aufsaeetze geschrieben.“ „Na, ich versteh das nicht, da muss ich mal den Herrn Leutnant rufen.“

Der Herr Leutnant kam. „Regierungsrat? Ein politischer Aufsatz in der Brieftasche? Da muss der Herr Oberst entscheiden.“

Nach einer halben Stunde kam der Herr Oberst. „Zeigen sie mal den Kerl!“ Er schaute mich von oben bis unten an, lass den kurzen Aufsatz: Welcher Hammel hat denn den politisch genannt? Ich sagte, ich haette von Anfang an gesagt, es sei kein politischer Aufsatz.

„Hauen ab wegen juedischer Abstammung?“ fragte er. „Ja, Herr Oberst.“ „Kommen Sie mal mit. Sie da, Leutnant, fertigen Sie die andere Bande ab!“

Ich ging mit in seinen Dienstraum. Wir rauchten eine Zigarre. Er war ein vernuenftiger, gebildeter Mann und hatte ernste Sorgen um Deutschland. „Sagen Sie Herr Regierungsrat“ fragte er, „denken Sie all der Unfug kann gut enden? Sie werden eines Tages froh sein, dass die Verhaeltnisse Ihnen den Entschluss auszuwandern erleichterten. Ach Gott, ich wollte unser Kaiser da drueben ueber der Grenze kaeme zurueck. Aber was kann man schon tun? Gehorchen. Die Wut verbeissen. Pflicht tun. Mitmachen.“

„Ja Herr Oberst, so habe ich auch gedacht. Mitgemacht solange es ging. Gedacht, es muss doch wieder anders kommen. Die Vernunft muss doch siegen. Statt dessen wurde es schlimmer mit jedem Tag. Ich war ein Emigrant, geistig, schon seit ein paar Jahren. Wir haben unser Deutschland verloren – ohne einen Finger zu ruehren. Wir dachten, wir tun unsere Pflicht und haben dabei Deutschland verloren.“

„Ja Sie haben recht. Das ist schlimmer als ein verlorener Krieg. Tausendmal schlimmer. 1918 haben uns ein paar Auslaender verachtet – vielleicht. Und sicher mit Unrecht. Jetzt verachten wir uns selber. Und mit Recht. Ich wollte ich koennte mit Ihnen tauschen. Gruessen Sie Amerika von dem alten Deutschland, das gestorben ist. Vergessen Sie das neue so schnell Sie koennen.“

Ich drueckte ihm die Hand. Niemand sah es. Draussen vor der Tuer hob er die Hand zum Hitlergruss. Ich glaube, es zuckte um seine Mundwinkel. Ich weiss nicht, war es Hohn, Selbstverachtung oder Kummer. Ich machte eine steife, militaerische Verbeugung.

Dunkel war ueber Deutschland. Im Westen war ein letzter Widerschein von Licht.

Die Grenze war offen.

Draussen war die Freiheit.

III.

Ursula Blömer

Rekonstruktion der Familiengeschichte

Geschichte der Familie Reuß

Die Geschichte der Familie Reuß beginnt, soweit wir sie zurückverfolgen können, in Hammelburg, einer bayerischen Kleinstadt an der Fränkischen Saale. In diesem alten Weinbauort wird am 18. August 1846 Gustav (Gerson) Reuß geboren. Es sind die Jahre, während deren in Deutschland soziale Spannungen und politische Unruhen das Land beherrschten, mitverursacht durch eine Wirtschaftskrise, die in der Bevölkerung Hungerrevolten auslöste. Die nahende Revolution von 1848 kündigte sich an. Sechs Jahre vorher, am 29. November 1840 erblickte in Völkersleier, in der Nähe von Hammelburg, Amalie (Malchen) Koburger das Licht der Welt. Beide, Amalie und Gustav, gehörten jüdischen Familien an. Am 16. November 1869 heirateten sie in Schweinfurt.¹

Seit 1861, als der Matrikelparagraph² aufgehoben wurde und dann, verstärkt nach der Einführung der Gewerbefreiheit 1868, zogen vor allem jüngere Juden aus den Landgemeinden in die Städte. Nach der Beseitigung der

-
- 1 Besonders aus Süd- und Westdeutschland wanderten viele Juden Mitte des Jahrhunderts aus, vor allem in die Vereinigten Staaten von Amerika (vgl. Nipperdey 1983/1998, S. 251; Gidal 1997, S. 210-213). Unter ihnen war wahrscheinlich auch ein Bruder von Gustav Reuß, Isidor, der vermutlich 1865 in die USA ging.
 - 2 Am 10. Juni 1813 wurde in Bayern das Judenedikt mit dem Matrikelparagraph erlassen. Danach durfte die Zahl der Judenfamilien in den Orten nicht vermehrt oder sollte sogar verringert werden. Die Matrikel ersetzte den bisher geltenden Schutzbrief und mußte vom Familienoberhaupt erworben werden. Sie ging nach dessen Tod auf den erstgeborenen Sohn über; die anderen Söhne durften nicht heiraten. Die durch das Matrikelgesetz hervorgerufene Situation, die bedrückende wirtschaftliche Lage sowie die enttäuschten Hoffnungen nach der gescheiterten Revolution 1848 mit den sich andeutenden, jedoch nicht umgesetzten Demokratisierungen, führte in Bayern zu einer großen Auswanderungswelle, vor allem jüdischer junger Männer (vgl. Gidal 1997, S. 210).

besonderen Form des Judeneides und der Zulassung von Juden zum Richteramt war 1869 die rechtliche Gleichstellung der Juden in Bayern abgeschlossen (vgl. Gehring-Münzel 1992). Die Emanzipation der Juden war in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, u.a. bedingt durch die 1781 erschienene Veröffentlichung des preußischen Staatsrats Christian Wilhelm Dohm (1751-1820) „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden“, ein Thema in Deutschland geworden, und nach 1848 kam es zu einer schrittweisen Liberalisierung in der Judengesetzgebung. Doch bis zur formalen Gleichberechtigung für alle Juden in Deutschland durch das Reichsgesetz, nach Gründung des Kaiserreiches 1871, herrschten in den verschiedenen deutschen Staaten unterschiedliche Regelungen und Gesetze.

Mit der voranschreitenden Emanzipation zeichnete sich ein Prozeß der „Verbürgerlichung und Assimilation“ (Nipperdey 1983/1998, S. 251) der Juden in Deutschland ab. Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren die Juden in Deutschland überwiegend Kleinhändler gewesen, die mit dieser Tätigkeit kaum ihre materielle Lebensgrundlage sichern konnten. Doch viele hatten schon vor der Hauptphase der Industrialisierung die ländlichen Regionen verlassen und sich nach Bildungs- und Berufsmöglichkeiten in den Städten umgesehen. Die Aufstiegsmobilität führte dazu, daß bis Mitte des Jahrhunderts diese Bevölkerungsgruppe in die Mittelschicht bzw. in das gehobene Bürgertum aufsteigen konnte, vor allem durch Erfolge in den wirtschaftlichen Sektoren des Handels- und Bankwesens, aber auch in der Industrie. Mit dem bürgerlichen Aufstieg ging der Drang nach Bildung einher; der Anteil der jüdischen Gymnasiasten und Studenten nahm stetig zu und die Übernahme der deutschen Kultur wurde zum erklärten Ziel der assimilationsbereiten Juden. Dies schloß jedoch nicht die Taufe ein.³ „Worum es ging, das war der national und liberal gesinnte Bürger mosaischer Konfession, der bewußte ‚deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens‘“ (ebd., S. 253). Allerdings zeitigte dies eine Säkularisierung dahingehend, daß die traditionelle Verknüpfung des Religiösen mit der Lebens- und Sozialwelt aufgehoben

3 Der Anteil der getauften Juden in Preußen war vor 1840 sehr gering, 1884 betrug er 1,5% (vgl. Nipperdey 1983/1998, S. 253). Im 19. Jahrhundert traten insgesamt zwischen 25000-30000 Juden zum Christentum über, bei einem Bevölkerungsanteil von ca. 500000 im Jahr 1875 (vgl. Gidal 1997, S. 295). Gay geht von einer durchschnittlichen Zahl von 225 Tauen pro Jahr aus (1993, S. 136). Nipperdey gibt die Zahl der Tauen für den Zeitraum zwischen 1871 und 1918 mit etwa 23000 an. 75-80% der konvertierten Juden traten in die evangelische Kirche ein. Seit 1876 bestand auch die Möglichkeit, die Konfessionslosigkeit zu wählen, dies wurde jedoch von einer geringeren Zahl genutzt (1990/1998, S. 396).

wurde und Volks- und Glaubensgemeinschaft fortan auseinanderfielen; für viele Juden bedeutete es die „Befreiung aus dem sozial-kulturellen Ghetto“ (ebd.). Dies führte jedoch nicht gleichzeitig zu einem völligen Eintritt in nichtjüdische gesellschaftliche Kreise, Vorurteile und eine gewisse Distanz auf Seiten der Nicht-Juden blieben bestehen, z. B. waren gemischte Ehen nach wie vor selten. Dennoch konstatiert Nipperdey: „Am Ende der 60er Jahre schien das Hineinwachsen der Juden in die deutsche Gesellschaft und Kultur – trotz ganz selbstverständlicher Spannungen – auf gutem Wege, so sah es auch die große Mehrheit der bürgerlichen Welt wie der Juden selbst.“ (ebd., S. 255)

Gustav Reuß unterlag bei seiner Eheschließung also nicht mehr den zuvor herrschenden Einschränkungen in der Berufs- und Ortswahl, er stand einer geöffneten Gesellschaft gegenüber. Er zog zunächst mit seiner Frau nach Frensdorf, einem kleinen Dorf südlich von Bamberg, am Mittelebrach gelegen, einen Seitenfluß der Regnitz. Frensdorf gehörte zu den Landgemeinden im Bamberger Raum, die zu der Zeit einen beachtlichen Anteil jüdischer Einwohner aufwiesen. Dort wurden auch die beiden ersten Kinder geboren: Sophie, am 29. Juni 1870 und knapp zwei Jahre später Joseph, am 28. Februar 1872. Die nächsten Jahren verbrachte die Familie in Ottensoos, einem kleinen Ort nordöstlich von Nürnberg, der ebenfalls zu den „Judendörfern“ (Mistele 1988, S. 4) zählte. Die Familie vergrößerte sich, es wurden drei Töchter geboren: Bertha, am 28. September 1873, am 3. März 1875, Lina und ein Jahr darauf, am 17. März 1876, Ida.

Nun zog es auch die Familie Reuß in die Stadt, sie gingen nach Bamberg. Bamberg hatte seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts einen kontinuierlichen Anstieg der jüdischen Bevölkerung zu verzeichnen.⁴ Bis zu dieser Zeit unterlag die Niederlassung von Juden in der fränkischen Stadt strengen Reglementierungen. Nach der Gleichberechtigung war der Weg für die jüdische Landbevölkerung aus Oberfranken zum „Ziel der Wünsche“ (Mistele 1988, S. 16), die Stadt Bamberg, frei. In der Familienkartei des Einwohnermeldeamtes ist Gustav Reuß mit dem Beruf des Hopfenreisenden eingetragen. In Bamberg konzentrierte sich zu dieser Zeit der Hopfenhandel und er war zum großen Teil in jüdischer Hand.⁵ Es können somit zwei Gründe für

4 1867 lebten in Bamberg 708 Juden, 1871 waren es 857 und 1880 war ihre Zahl auf 1269 angestiegen (vgl. Eidloth 1988, S. 67).

5 Die jüdischen Hopfenhändler wohnten zum großen Teil in dem vornehmen Bamberger Hainviertel, das von ihnen ab Mitte des 19. Jahrhunderts bebaut und mitgeprägt wurde. Zu

die Übersiedlung der Familie nach Bamberg angenommen werden: zum einen die allgemeine Landflucht der Juden, zum anderen die berufliche Perspektive. Finden sich in vorher datierten Hinweisen die Namen Gerson und Malchen Reuß, so wurde in Bamberg nun der Hopfenreisende Reuß unter dem Namen Gustav und seine Frau unter dem Namen Amalie registriert. Vermutlich ist diese Namensänderung auf ein Assimilierungsbestreben zurückzuführen, auch kann die Verbürgerlichung in der Stadt eine Rolle mitgespielt haben; möglicherweise ist sie vorgenommen worden, um „die eigene Herkunft zu kaschieren“ (Gidal 1997, S. 213).

In Bamberg wurden drei weitere Kinder geboren. Am 23. Juli 1877 Emma, am 3. März 1880 Anna und am 9. April 1883 ein weiterer Sohn, Sigmund. Die beiden zuletzt geborenen Kinder überlebten das frühe Kindheitsalter nicht: Anna starb im Alter von zwei Jahren am 1. April 1882, Sigmund noch im Monat seiner Geburt, am 29. April 1883. Ein Jahr später traf Amalie Reuß ein weiterer Schicksalsschlag. Ihr Mann beging am 17. Juli 1884 Selbstmord durch Erschießen. Sie blieb mit den sechs minderjährigen Kindern zurück.

Doch scheint die alleinstehende Frau ihr Schicksal gemeistert zu haben, wenn auch unter großen Entbehrungen. Sie war wohl sehr arm und hatte Mühe, ihre Kinder zu ernähren. Sie hatten manchmal „nur ein halbes Ei zu essen.“ Zusätzlich kümmerte sie sich auch noch um andere Kinder.⁶ Trotz der großen Armut ließ sie ihren Kindern, zumindest z.T. eine gute Ausbildung zukommen.⁷ Der Sohn Joseph besuchte in Bamberg das Alte Gymna-

dieser Zeit zählten die jüdischen Familien zu den angesehensten und wohlhabendsten Bürgern der Stadt. Die Juden waren nicht nur in Handel, Gewerbe und Industrie tätig, sondern auch als Ärzte und Juristen angesehen und zeigten sich als Förderer des Bamberger Kulturlebens (vgl. Eidloth 1988, S.67). Friedrich-Brettinger schreibt über diese Bevölkerungsschicht in Bamberg: „Durch Tüchtigkeit und Sparsamkeit hatten sich die Eingessenen und vor allem auch die zugewanderten Landjuden zu geachteten Geschäftsinhabern mit einigem Wohlstand hochgearbeitet. Ihre Kinder wählten akademische und andere höhere Berufe“ (Friedrich-Brettinger 1962, S. 20). Dieses Modell galt für viele jüdische Familien im Kaiserreich: Der Vater erlangte materiellen Wohlstand und ermöglichte seinen Kindern, vor allem den Söhnen, den Einstieg in das Bildungsbürgertum.

- 6 Die Aussagen zu der materiellen Situation stammen von Bernard Wolf, der aus Gesprächen mit seiner Mutter von den Lebensumständen der Familie Reuß weiß. Obwohl der Hopfenhandel als lukratives Geschäft galt und viele Bamberger Hopfenhändler zu Reichtum gelangten, scheint dies für den Hopfenreisenden Gustav Reuß nicht gegolten zu haben.
- 7 Es gab verschiedene jüdische Organisationen, die mittellose jüdische Jungen und jüdische Mädchen durch Stipendien oder Darlehen eine Ausbildung ermöglichen (vgl. Kaplan 1997, S. 225).

sium, schloß 1891 mit dem Abitur ab und studierte anschließend Jura. Durch die rechtliche Gleichstellung im Kaiserreich eröffneten sich den Juden auch akademische Berufe, Bildungsberufe, die ihnen durch die Gesetzgebung lange vorenthalten wurden. Es konnte als weiterer Aufstieg gewertet werden, wenn die Söhne jüdischer Kaufleute die Universität besucht hatten und einen akademischen Beruf ausübten. Dabei bevorzugten sie die freien Berufe, da der Weg in die Beamtenkarriere nach wie vor schwierig war, besonders in die höhere Beamtenchaft. Vor allem ihr Anteil unter den Anwälten, Ärzten, Publizisten, Journalisten, den in der Theaterbranche Tätigen, aber auch in der Wissenschaft stieg (vgl. Kaplan 1997; Nipperdey 1983/1998, S. 248ff; Ullmann 1995, S. 110f).

Auch die Töchter von Amalie Reuß gingen selbständig ihren Weg. Emma blieb in Bamberg und lebte dort als Schneiderin.⁸ Die drei anderen Töchter, Sophie, Lina und Ida verliessen Deutschland und siedelten nach Budapest bzw. Ungarn über.⁹ Von Sophie ist bekannt, daß sie dort im Lehrberuf tätig war, als Lehrerin oder als Professorin.¹⁰ Die vier Schwestern blieben unverheiratet.

Bertha, die zweitälteste Tochter, verließ ebenfalls Bamberg und war zunächst in Sinsheim als Hausangestellte bei dem Weinhändler Max Adler tätig. Als dessen Frau starb, heiratete sie den fünfzehn Jahre älteren Mann. 1912 wurde die gemeinsame Tochter Hildegard geboren. Nach dem Tod ihres Mannes 1926 führte sie mit Unterstützung ihrer Tochter das Geschäft weiter.

Joseph Reuß bestand 1895 sein juristisches Universitätsexamen und 1898 sein Assessorexamen. Ab Dezember 1898 war er als Königlicher Dritter Staatsanwalt am Landgericht in Würzburg tätig. Dort heiratete er drei Jahre später, am 18. August 1902, Hedwig Mohr.

8 Ein wichtiger Industriezweig in Bamberg war die Textilindustrie, dort waren ebenfalls viele Juden involviert (vgl. Fichtl u.a. 1998, S. 17). Allerdings waren jüdische Schneiderinnen häufig selbständig und weniger als Angestellte tätig (vgl. Kaplan 1997, S. 219).

9 Lina ging am 3. Juni 1898 nach Ungarn, Ida am 7. Juli 1915 nach Budapest; von Sophie ist das Datum ihrer Übersiedlung nach Budapest nicht bekannt.

10 Über ihren Beruf gibt es widersprüchliche Angaben, es findet sich sowohl Lehrerin als auch Professorin. Möglicherweise war sie Gymnasiallehrerin; diese Lehrkräfte führten zur damaligen Zeit häufig den Titel Professor.

Geschichte der Familie Mohr

Hedwig Mohr wurde am 31.05.1883 in Würzburg als Tochter einer jüdischen Malzfabrikantenfamilie geboren. Die Geschichte der Familie Mohr läßt sich bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen. Um etwa 1780 herum wurde in Höchberg, einem kleinen unterfränkischen Dorf in der Nähe von Würzburg, Wolf Feist geboren, der 1817 den Familiennamen Mohr annahm. Durch das Edikt von 1813 wurden die Juden in Bayern verpflichtet, bei Eintrag in die Matrikelliste einen erblichen Familiennamen anzunehmen (vgl. Gehring-Münzel 1996).¹¹ Wolf Mohr heiratete Jette Hirsch, geb. ca. 1785, aus Weikersheim, einem Ort ca. 30 Kilometer südlich von Würzburg gelegen. Jette und Wolf Mohr hatten neun Kinder, von denen einige im Kindesalter starben. Wolf Mohr übte den für fränkische Landjuden typischen Beruf des Metzgers und Handelsmanns aus.

Der Sohn Moses, der sich später Moritz nannte, kam am 15.02.1810 in Höchberg zur Welt. Er heiratete am 26.5.1847 in Wonfurt, einer Stadt am Main zwischen Schweinfurt und Bamberg, Henriette Frank, die 1813 in Memmelsdorf, Kreis Bamberg, geboren wurde. Das Ehepaar bekam drei Kinder, die alle in Höchberg geboren wurden: Emilie 1849, Aureia 1853 und Leon am 28. Januar 1855. Moritz Mohr zog im Januar 1872 nach Würzburg, acht Jahre nachdem seine Frau 1864 verstorben war. In Würzburg hatte sich nach Aufhebung des Matrikelparagraphen 1861 die jüdische Bevölkerung enorm vergrößert.¹² Vor allem die zuvor großen jüdischen Gemeinden

11 Familiennamen kamen mit dem Aufstieg der Städte auf, in Deutschland im 12. Jahrhundert. Um 1600 war die Familiennamensgebung in Deutschland größtenteils abgeschlossen, auch wenn der Rufname noch lange Zeit als der eigentliche Name angesehen wurde. Die Juden hatten in der Regel keine Familiennamen, sondern fügten zur Unterscheidung einen Namenszusatz (z.B. Moyses der jud von Eger) oder, verbunden durch ‚ben‘ (Sohn), den Namen des Vaters hinzu. Durch die gesetzlichen Regelungen im Rahmen der Gleichberechtigung mußten auch Juden Familiennamen führen. Sie wählten vorrangig Namen, die auf die Herkunft verwiesen (z.B. Spanier, Danziger) oder Hausnamen (z. B. Rothschild) und Ableitungen von Rufnamen (z. B. Moser abgeleitet von Moses). Aber auch die anderen gängigen Bildungsweisen (Berufsnamen, Übernamen, Satznamen) wurden übernommen (vgl. Duden. Familiennamen. Herkunft und Bedeutung. Mannheim 2000, S. 18f).

12 Die Zahl der Matrikel war von 1817 an fast 50 Jahre auf 29 begrenzt, allerdings gab es für einige Berufszweige Ausnahmen vom Matrikelzwang, z.B. für das Handwerk, die Landwirtschaft, für jüdische Akademiker (vgl. Gehring-Münzel 1996, S. 98). Von 172 (0,9% an der Gesamtbevölkerung) im Jahr 1814 hatte sich die Zahl der Juden 1871 auf 1518 (3,8%) erhöht (vgl. Gehring-Münzel 1992, S. 190). Bis zur Jahrhundertwende wuchs sie auf 2567 an, prozentual am Bevölkerungswachstum in Würzburg sank sie nach 1880 mit dem höchsten Anteil von 4,5, % jedoch wieder auf 3,4% (vgl. Flade 1996, S. 145).

Höchberg und Heidingsfeld verloren viele ihrer Mitglieder durch einen Wegzug nach Würzburg (vgl. Flade 1996, S.145). Obwohl Würzburg zuvorderst eine Handels- und Beamtenstadt war, siedelten nach der Jahrhundertmitte auch zunehmend mehr jüdische Unternehmer dort an. Moritz Mohr gehörte zu ihnen, er besaß 1872 eine Malzfabrik in Würzburg (von insgesamt drei am Ort, vgl. Gehring-Münzel 1996, S. 271).¹³

Moritz Mohr starb am 11.12.1887 in Würzburg, wurde allerdings in Höchberg beerdigt. Der dortige Friedhof blieb, auch nach der Einrichtung einer eigenen Begräbnisstätte der Kultusgemeinde in Würzburg 1882, „für viele Orthodoxe der bevorzugte Bestattungsort“ (Flade 1996, S. 155).

Der Sohn Leon Mohr übernahm zusammen mit seinem Schwager Lazarus Adler¹⁴, der seit 1873 in Würzburg ansässig und mit Emilie Mohr verheiratet war, die Fabrik seines Vaters. Zu diesem Zeitpunkt war er sechs Jahre mit Johanna Ullmann¹⁵, die am 7. Dezember 1859 in Ickelheim/Mittelfranken

13 Möglicherweise hat Moritz Mohr die Malzfabrik schon vor seiner Übersiedlung nach Würzburg im Besitz gehabt. Es gab die Möglichkeit einer „temporären Aufenthaltsbewilligung“ (Gehring-Münzel 1996, S. 99); d.h. Juden konnten unter bestimmten Voraussetzungen in Würzburg leben, waren offiziell aber Bürger ihres Heimatdorfes. Daneben gab es noch die sogenannten „Kammerjuden“, die in den umliegenden Orten wohnten, in Würzburg ihren Handel betrieben oder ihr Handwerk ausübten, welches sich im entwickelnden Industrialisierungszeitalter zu fabrikmäßiger Produktion ausweiten konnte (vgl. Gehring-Münzel 1996, S. 111ff). Für diese Annahme spricht das Alter von Moritz Mohr, der bei dem Wohnortwechsel 62 Jahre alt war.

14 Lazarus Adler wurde geboren am 18. Oktober 1848 in Allersheim/Unterfanken. Bevor er nach Würzburg kam, war er in den USA. Nach dem Tod seiner Frau Emilie 1888 heiratete er 1898 Regina Neuburger, die 1901 nach München zog.

15 Johanna Ullmanns fünf Jahre älterer Bruder Josef, der ab 1895 in Würzburg ansässig war, war zunächst als Prokurist in der Mohr'schen Malzfabrik tätig, dann 1898/99 als Malzgroßhändler selbständig und danach Inhaber (Teilhaber) einer Malzfabrik in Karlstadt/Main.

Josef Ullmann, geboren 29. Juni 1854 in Ickelheim, gestorben 27. Februar 1923 in Würzburg, war seit 1882 verheiratet mit Helene Heßdörfer, geb. am 30. November 1859 in Ottensoos, Mittelfranken, gestorben 19. September 1939. Sie hatten zwei Söhne: 1) Kurt, geboren am 29. November 1882 in Windsheim. Nach dem einjährig-freiwilligen Militärdienst 1901 studierte er Jura und wurde in diesem Fach promoviert. Allerdings schlug er wohl nicht die juristische Laufbahn ein, da die Angaben zu seinem Beruf Rechtspraktikant und Schriftsteller lauten. Er heiratete 1907 in Berlin die Malerin Lina Gerlach, eine Protestantin. Mit ihr hatte er zwei Töchter, Dora, geb. 1908 und Hertha geb. 1910, beide in Berlin geboren und protestantisch getauft. Kurt Ullmann erkrankte psychisch und kam 1918 in die Nervenheilstalt Werneck in Unterfranken, in der er am 1. November 1921 starb. 2) Franz, geboren am 30. August 1886 in Windsheim. Er zog gemeinsam mit den Eltern 1895 nach Würzburg. Er war von Beruf Handlungsgehilfe und Kaufmann und arbeitete vorübergehend in München, bevor er 1909 nach Würzburg zurückkehrte. 1912 heira-

geboren wurde, verheiratet. Sie war die Tochter von Louis Ullmann, der als Hopfenhändler zunächst in Ickelheim, dann in Windsheim lebte und seiner Frau Klara geborene Steffen. Leon und Johanna Mohr hatten zwei Töchter, Irma geboren am 8. November 1881 und Hedwig, geboren am 31. Mai 1883. Irma starb im Alter von knapp acht Jahren am 1. Juli 1889. Zwei Jahre später, am 17.10.1891 wurde der Sohn, Max Mohr, geboren. Noch vor 1900 ging Leon Mohr in den Ruhestand, die Fabrik wurde von Willy Adler, dem Sohn von Lazarus Adler, der 1899 starb, weitergeführt.¹⁶

Die Zahl der berufslosen Selbständigen, z. B. der Rentiers, war relativ hoch bei den Juden, er lag 1895 bei 16,7% gegenüber 9,3% in der Gesamtbevölkerung (Nipperdey 1990/1998, S. 398). In Würzburg lag die Zahl der „Privatiers“ noch höher, ihre Zahl wurde 1871 mit 101 angegeben, das waren 36,2% aller in Würzburg ansässigen Juden (vgl. Gehring-Münzel 1992, S. 205f). Diese Gruppe setzte sich zusammen aus nicht mehr aktiv in Würzburg tätigen Geschäftsleuten oder deren Witwen und wurde ergänzt durch von auswärts zugezogenen Privatiers. Gehring-Münzel begründet die Attraktivität der Stadt für diese soziale Gruppe mit den „Annehmlichkeiten Würzburgs, verbunden mit der Existenz einer Kultusgemeinde, die für alle religiösen Erfordernisse Sorge trug“ (1992, S. 208). Neben ihrem Vermögen, das ihren Lebensunterhalt sicherte, hatten diese Rentiers zum Teil noch Einkünfte aus Geldgeschäften, an denen sie beteiligt waren.

Um die Jahrhundertwende waren 60% der deutschen Juden der oberen und mittleren Mittelschicht zuzurechnen, daneben gab es eine kleine Ober- und eine kleine Unterschicht. Aufgrund dieses mittelbürgerlichen Sozialstatus waren die Juden vermögender als die übrige Bevölkerung (vgl. Nipperdey

tete er in Würzburg Ida Buxbaum (geb. 12 September 1890) und trat 1913 als Teilhaber in die Maschinenhandlung- und fabrik seines Schwiegervaters Emanuel Buxbaum ein. Von 1915-1918 nahm er am 1. Weltkrieg teil. 1920 zog er mit seiner Frau und seinen beiden Kindern Fritz Ludwig, geboren 31. August 1913 und Traut (?), geboren 19. Juli 1918, nach München (vgl. Strätz 1989).

16 Willy Adler nahm seinen Schwiegervater Ferdinand Blum als Teilhaber mit auf, die „Mohr'sche Malzfabrik“ hieß danach Adler&Blum. Ferdinand Blum, geb. 30. Dezember 1852 in Herxheim/Pfalz, war 1907 von Mannheim nach Würzburg gezogen; seine Tochter Irma, geboren 1882, war mit Willy Adler verheiratet. Nach dem Tod von Ferdinand Blum 1929 wurde Willy Adler Alleininhaber der Malzfabrik. Um 1931 gerieten der Betrieb und die angeschlossene Malzfabrik in finanzielle Schwierigkeiten, ein Zusammenbruch konnte jedoch verhindert werden. 1934 wurde Willy Adler durch die Nationalsozialisten aus der Fabrik verdrängt, nachdem er wiederholt in „Schutzhaft“ genommen worden war. Er zog im Januar 1935 nach Karlsruhe (vgl. Strätz 1989).

1990/1998, S. 398f) und unterschieden sich damit in ihrem Sozialprofil „fundamental von der Schichtung der Gesamtbevölkerung“ (Nipperdey 1990/1998, S. 400).

Der oberen Mittelschicht gehörten auch Leon und Johanna Mohr an, Hedwig und Max Mohr wuchsen also in einem finanziell abgesicherten, gutbürgerlichen Milieu auf. Sie lebten mit ihren Eltern in der Rottendorferstraße 1 in Würzburg. Hedwig Reuß besuchte sechs Jahre die Höhere Mädchenschule in Würzburg und anschließend drei Jahre das Institut der Englischen Fräulein, außerdem war sie Schülerin der Musikschule. Das Hedwig Mohr das Institut der Englischen Fräulein besuchte, weist auf einen hohen Assimilationsgrad hin, da dies eine Erziehungs- und Unterrichtseinrichtung einer katholischen Frauenkongregation ist.¹⁷ Sie wurde gemäß einer „Höheren Tochter“ auf ihr zukünftiges Leben vorbereitet. Bildung hatte in der Familie Mohr – wie bei vielen Juden in jener Zeit – einen hohen Stellenwert. „Bildung bedeutete mehr als nur die Anhäufung eines unveränderlichen Wissensfundus, sie umfaßte auch jene Ideale der Aufklärung, die die Juden so begeistert aufgenommen hatten, weil sie ihnen so viel Hoffnung in der modernen Welt versprochen. So hatte die Kultur für die deutschen Juden im 19. Jahrhundert geradezu etwas Erlösendes; sie erfüllte die Verheißung der Aufklärung, indem sie die Juden zu Menschen wie andere machte und sie in die Gesellschaft integrierte, in der sie lebten“ (Gay 1993, S. 177). Max Mohr besuchte das Königliche Neue Gymnasium in Würzburg. Für ihn schien das gutbürgerliche Leben jedoch seine Schattenseiten gehabt zu haben. „Schon früh lehnte sich der junge Mohr gegen seine Eltern auf, gegen die Enge der bürgerlichen Welt und Moral, in die er hineingeboren war“ (Nicolas Humbert in Reichert 1997, S. 12). Nach mehreren Ausreißversuchen unternahm er ohne Wissen der Eltern nach dem Abitur einen längeren Ausflug in die Alpen, der Vater ließ ihn durch eine Vermißtenanzeige suchen. Nach seiner Heimkehr begann er im Wintersemester 1909/10 ein Medizinstudium in Würzburg. Zum 1. Oktober 1910 meldete er sich zum Einjährig-Freiwilligen Militärdienst (vgl. Reichert 1997) – Drei Monate vorher, am 3. Juli 1910 war sein Vater, Leon Mohr, verstorben.

Hedwig und Joseph Reuß wohnten zu diesem Zeitpunkt in Augsburg. Zwei Jahre nach ihrer Heirat bekamen sie einen Sohn, Friedrich Gustav Adolf,

17 Englische Fräulein, lateinisch Institutum Beatae Mariae Virginis (IBMV), wurde 1609 von der Engländerin Mary Ward gegründet.

geboren am 5. Juli 1904. Er wurde am 20. September 1904 in der evangelisch-lutherischen St. Stephanskirche in Würzburg getauft. Am 1. Oktober 1905 wurde Joseph Reuß Amtsrichter an dem Amtsgericht in Neuburg a. d. Donau. Noch im gleichen Monat, am 31. Oktober 1905, trat Joseph Reuß zum protestantischen Glauben über, und mit ihm wahrscheinlich auch seine Frau.¹⁸ Damit löste sich die Familie Reuß vom Judentum. Über die konkreten Gründe kann nur spekuliert werden. Angeschoben wurde der Akkulturationsprozeß in der Vorgeneration – sowohl in der Familie Reuß als auch in der Familie Mohr.¹⁹ Beide Familien näherten sich der deutschen Kultur durch Bildung, die Söhne studierten, zumindest einige Töchter hatten an Bildung Teilhabe. Mit der Aneignung der deutschen Kultur ging jedoch in jüdischen Familien häufig ein Verlust der jüdischen Tradition einher: „... während ihnen ihr jüdisches Erbe allmählich abhanden kam, wurden sie zu Trägern der deutschen Kultur“ (Gay 1993, S. 176). Für den zunehmenden Anteil der Juden an Bildungsprozessen im Deutschen Kaiserreich, sichtbar an der hohen Zahl jüdischer Mädchen, die höhere Töchterschulen besuchten, an Gymnasiasten und Studenten und dann auch an Gymnasiastinnen und Studentinnen, sieht Nipperdey mehrere Gründe: „Gewiß spielt die ungeheure starke jüdische Bildungsmotivation eine Hauptrolle, auch und gerade bei den Säkularisierten: Dazu kam der Aufstiegswille, der gerade in Deutschland für das Bürgertum auch über Bildung lief, kam der Assimilationswille, der sich gerade in der deutschen Bildung einhausen wollte, kam in der Wissenschaft die kreative Sonderbefähigung einer skeptischen Randgruppe. Für einige war die akademische Bildung schon Tradition, für andere Tor zum Aufstieg, für die Kinder der wirtschaftlichen Bourgeoisie auch der Eintritt in die ‚feinere‘ geistige Welt“ (Nipperdey 1990/1998, S. 400).

Die Taufe von Joseph Reuß kann aber nicht nur als Abschluß eines Akkulturationsprozesses angesehen werden, sie kann auch in Zusammenhang mit seiner Beamtenlaufbahn stehen. Der Justizdienst war im Kaiserreich allgemein leichter zugänglich für Juden als andere Bereiche innerhalb der höhe-

18 Für Joseph Reuß ist dieses Datum aus seiner Personalakte belegt (Auskunft vom Bayerischen Hauptstaatsarchiv). Da Hedwig Reuß in späteren Akten auch als protestantisch geführt wird, ist anzunehmen, daß sie zusammen mit ihrem Mann konvertiert ist.

19 Max Mohr, der Bruder von Hedwig Reuß, gab in einen Personalbogen, der seinen Werdegang im Ersten Weltkrieg darstellt, zum Punkt Religion „konfessionslos“ an. Konkrete Hinweise, ob Max Mohr tatsächlich aus der jüdischen Glaubensgemeinde ausgetreten ist, gibt es nicht. Nach Barbara Pittner verleugnete Max Mohr seine jüdische Herkunft (vgl. Reichert 1997, S. 78f).

ren Beamtschaft.²⁰ Doch auch hier verbesserten sich die Chancen durch die Taufe.²¹ Ruth Gay sieht am Ende der 19. Jahrhunderts in der Taufe „nicht mehr das ‚Entréebillet zur europäischen Kultur‘“, wohl aber „das Entréebillet zum beruflichen Fortkommen“ (1993, S.190). Und Joseph Reuß befand sich auf der Karriereleiter. Er wurde ca. 1907/1908 Staatsanwalt am Landgericht in Augsburg, dann zunächst Rat am Landgericht und dann Oberlandesgerichtsrat am Oberlandesgericht in Augsburg. Die Lebenserinnerungen von Friedrich Gustav Adolf Reuß belegen, daß die Familie Reuß ein christlich-bürgerliches Leben in Augsburg führte, das den sonntäglichen Kirchgang einschloß.



Foto: F.G. Reuß

-
- 20 Außerhalb der Justiz lag der jüdische Anteil an den höheren Beamten 1907 im Kaiserreich bei 1,93% (vgl. Nipperdey 1990/1998, S. 401f).
- 21 Nach Nipperdey (1990/1998, S.402) und Gay (1993, S. 162) konnten Juden nicht Staatsanwalt werden. Daß Joseph Reuß in Würzburg Staatsanwalt war, begründete sich möglicherweise aus der liberaleren Praxis in Bayern, dort waren Juden auch als Offiziere zugelassen und die Zahl jüdischer Oberlehrer lag dort erheblich höher als in Preußen (vgl. Nipperdey 401f).

Lebensweg Friedrich Gustav Adolf Reuß

Friedrich Reuß, der sich später Fritz nannte, wurde am 5. Juli 1904 wie erwähnt, in Würzburg geboren und dort am 20. September 1904 in der evangelisch-lutherischen St. Stephans Kirche getauft. Er lebte ein Jahr mit seinen Eltern in Würzburg, dann zog die Familie nach Neuburg a.d. Donau und zwei Jahre später nach Augsburg. Dort verbrachte er seine weitere Kindheit und Jugend. Ab 1914 besuchte er das humanistische St. Anna Gymnasium in Augsburg und machte dort 1923 Abitur. Er immatrikulierte sich zum Sommersemester 1923 an der Ludwig-Maximilians-Universität in München in den Fächern Rechtswissenschaften und Ökonomie. Nach einem Semester Studium am Institut für Weltwirtschaft und Seeverkehr an der Universität Kiel im Sommer 1925 kehrte er nach München zurück und bestand am 26. April 1926 seine Diplomprüfung als Volkswirt. Am 11. Februar 1927 legte er die I. Prüfung für den Höheren Justiz- und Verwaltungsdienst ab und war nun berechtigt den Titel Referendar zu führen. Ab März 1927 bis Februar 1928 absolvierte er einen Vorbereitungsdienst am Amtsgericht Augsburg, seine Leistungen wurden mit „sehr gut“ im Zeugnis ausgewiesen. Gleichzeitig studierte er an der Universität Würzburg und wurde dort am 27. September 1928 zum Dr. jur. promoviert. Er war danach als Referendar in einer Anwaltskanzlei in München tätig. Am 23. Juli 1930 legte er die Staatsprüfung für den Höheren Justiz- und Verwaltungsdienst ab.

Geburtsregister Nr. 1209 des Jahres 1904 G.

Geburtschein

Vornamen und Familienname: Friedrich Adolf Gustav Reuß,

(Eltern: Josef Reuß, kgl. Staatsanwalt u. Hedwig, geb. Mohr.)

geboren am 5^{ten} Juli 1904

in Würzburg

Würzburg, am 6. September 1907

Der Standesbeamte:

In Vertretung: *Albin*

Gebühr 1.20 RM, bezahlt.

Reg. Nr. *199* *12* *12*



Amtsgericht Augsburg.Anlage X.Z E U G N I S .

Der Referendar Herr Friedrich R.e.u.s.s.,
 geboren am 5. Juli 1904 zu Würzburg
 hat den Vorbereitungsdienst bei dem

Amtsgericht Augsburg
 am 1. März 1927 angetreten und
 am 29. Februar 1928 beendet.

Er wurde am 1. März 1927 eidlich verpflichtet.

Den für die Gerichtsschreiber vorgeschriebenen Eid hat er
 am 1. März 1927 geleistet.

Er war beschäftigt:

vom: 1. 3.27 - 31. 3.27 in der Geschäftsstelle f. bürgerl. Rechts-
 streitigkeiten,
1. 4.27 - 7. 6.27 im Grundbuchwesen u. auf dem Gebiete der
 Zwangsvollstreckung in d. unbewegl. Vermöge
8. 6.27 - 15. 6.27 im Gebührenwesen der nichtstreitigen
 Rechtspflege,
16. 6.27 - 15. 8.27 im Vormundschaftswesen & Nachlaßwesen,
16. 8.27 - 31. 8.27 im Registerwesen,
1. 9.27 - 4.10.27 in der Streit.bürgerl. Rechtspflege,
5.10.27 - 17.10.27 im Arbeits- & sozialen Recht,
18.10.27 - 24.10.27 in der Streit.bürgerl. Rechtspflege,
25.10.27 - 31.10.27 im Gebührenwesen der Streit.bürgerl.
 Rechtspflege,
1.11.27 - 14.11.27 in der Geschäftsstelle für Strafsachen,
15.11.27 - 24.12.27 in der Strafrechtspflege (Einzelrichter),
25.12.27 - 31.12.27 im Gebührenwesen für Strafsachen,
1. 1.28 - 29. 2.28 in der Strafrechtspflege (Schöffengericht)

Seine Leistungen waren sehr gut.

Sein dienstliches Verhalten war tadellos.

Sein außerdienstliches Verhalten war einwandfrei.

Er war beurlaubt vom 18. 7. 27 mit 23. 7. 27 und
" 9. 8. 27 " 22. 8. 27.

Der Vorbereitungsdienst war nicht unterbrochen

a) durch Krankheit:

vom bis = Tage,
vom bis = Tage,
vom bis = Tage;

b) durch Militärdienst:

vom bis = Tage,
vom bis = Tage;

c) durch andere unverschuldete Hindernisse:

vom bis = Tage
wegen

Bemerkungen:

Augsburg, den 29. Februar 1928.

Der Vorstand des Amtsgerichts:



F. W. ...
Amtsgerichtspräsident.

A b s c h r i f t .
 = = = = =

Ex decreto ordinis iuris rerumque politicarum peritorum
 Academiæ Julio-Maximilianæ cum esset Rector magnificus
 J o e n n e s H e h n S.S. Theologiæ et philosophiæ
 Doctor explanationis veteris testamenti professor
 publicus ordinarius in

F r i d e r i c u m R e u s s

Wirceburgensem

postquam dissertatione quæ inscribitur "Die Sicherung
 des subjektiven Markenrechts durch nicht benützte Waren-
 zeichen" exhibita et examine superato MAGNA CUM LAUDE

officii sui partes implevit

doctoris iuris utriusque gradum

contulit HUGO KRESS iuris utriusque Doctor iuris pri-
 vati professor publicus ordinarius h.t. decanus

Wirceburgi die XXVII septembris a. MCMXXVIII

(L.S.)

h.t. rector

(L.S.)

h.t. decanus

syndicus

Bis September 1930 war er in einer Rechtsanwaltskanzlei in Augsburg als Assessor tätig, dann wurde er in den Staatsdienst berufen. Die Rechtsanwälte Fr. und E. Reisert stellten ihm ein vorzügliches Zeugnis aus:

<i>Dr. Fr. Reisert und E. Reisert, Rechtsanwälte</i>	
<i>Feinsprecher: N. 3012 und 3013</i>	
<i>Postcheck-Konto: Amt München N. 25171</i>	
<i>Bank-Konto:</i>	
<i>Bayern. Staatsbank Filiale Augsburg</i>	
<i>unter: Dr. Fr. und E. Reisert</i>	<i>Augsburg, den1. Oktober 1930...</i>
	<i>Ammerstrasse D 26/265</i>
<i>Bürozeit:</i>	
<i>8-12 Uhr, 2-5 1/2 Uhr, Samstag 8-1 Uhr</i>	
<i>Dr/Str.</i>	
<i>Adress-Nummer:</i>	
<small>Es wird gebittet, in allen diese Suche betreffenden Zuschriften u. bei Geldsendungen obige Nummer anzugeben.</small>	
 Z e u g n i s . -----	
Herr Assessor Dr. Fritz R e u s s war auf unserem Büro in der Zeit vom 15. Mai 1930 bis mit 30. September 30 tätig.	
Herr Assessor Dr. Reuss war von vorbildlichem Fleiß, grösster Gewissenhaftigkeit und verfügte über ausgezeichnete Kenntnisse auf allen Rechtsgebieten. Besonders hervorzuheben ist sein ausgezeichnetes Darstellungsvermögen. Er bearbeitete die ihm übertragenen Sachen durchaus selbständig.	
Hervorzuheben ist auch seine hervorragende Allgemeinbildung, die ihm gerade in der anwaltschaftlichen Tätigkeit besonders zu statten kam.	
Sein dienstliches und ausserdienstliches Verhalten war tadellos.	
Wir bedauern ausserordentlich, dass durch seine berufung in den Staatsdienst er bei uns ausscheiden musste.	
Die Rechtsanwälte Dr. Fr. u. E. Reisert durch:	
 Rechtsanwalt.	

Friedrich Reuß machte zunächst eine Ausbildung im Finanzamt Kaufbeuren, um sich in Finanz- und Steuerangelegenheiten einzuarbeiten. Dann wurde ihm zum Anfang des Jahres 1931 eine Stelle als Regierungsrat in der Reichs-

bahnverwaltung München angeboten, und er begann seinen Dienst in der Reichsbahndirektion in Regensburg. Während er in Ludwigshafen einen Auftrag zu erledigen hatte, wurde er am 1. März 1933 zum Reichsbahnrat ernannt.

4 Polc

Deutsche Reichsbahn-Gesellschaft
Gruppenverwaltung Bayern

München, den 31. Januar 1933

An Herrn
Reichsbahnrat Dr jur
Fritz R e u ß
in Ludwigshafen(Rhein)

Sie wurden auf unseren Antrag zum Reichsbahnrat ernannt. Die unterm 24. ds Mts vom Herrn Generaldirektor der Deutschen Reichsbahn-Gesellschaft vollzogene Bestallung liegt bei.

Wir verleihen Ihnen vom 1. März 1933 an eine der im Wirtschaftsplan der Deutschen Reichsbahn-Gesellschaft für Reichsbahnräte vorgesehenen planmäßigen Stellen der Besoldungsgruppe 3.

Ihr Besoldungsdienstalter in der neuen Stelle wird Ihnen die RBD mitteilen.



Er erhielt eine Stelle in der Reichsbahndirektion in Berlin.

Deutsche Reichsbahn-Gesellschaft Der Präsident der Reichsbahndirektion Berlin	Berlin W 35, den <u>15. März 1933</u> Schöneberger Str. 1-4 B 1, Kurfürst 18881 3150
- Pr A 1 Opde 3 -	
An	
Herrn Reichsbahnrat Dr. R e u s s	
h i e r -----	
Hiermit übertrage ich Ihnen die Verwaltung des neu eingerichteten Hilfsarbeiterdezernats 5 H und zugleich die Befugnis zur selbständigen Bearbeitung der im Geschäftsplan für 5 H unter b. aufgeführten Geschäfte sowie die Vertretung des Dezernenten 5 in den Angelegenheiten unter Ziffer 2, 4 und 5 des Geschäftsplanes.	
	

Doch diese Tätigkeit war nur von kurzer Dauer, zum 31. Oktober 1933 wurde Friedrich Reuß aus dem Staatsdienst entlassen. Grund: jüdische Abstammung.

Am 5. Dezember 1933 heiratete Friedrich Reuß auf dem Standesamt Berlin-Britz die Katholikin Katharina Bubel. Katharina Bubel wurde am 12. Oktober 1911 in Blieskastel/Saar geboren. Ihre Eltern, Ludwig und Elisabeth Bubel, zogen um 1920 mit ihren vier Töchtern aus dem Saarland nach Berlin. Katharina besuchte sechs Jahre die Realgymnasiale Studienanstalt der Ursulinen in der Lindenstraße in Berlin. Dort legte sie im Februar 1932 die Reifeprüfung ab, mit dem Ziel, Apothekerin zu werden. Sie begann im Frühjahr 1932 als Apothekerpraktikantin in der Luisen-Apotheke in Berlin-Britz

ihre Ausbildung. Die Apotheke gehörte ihrem Onkel Max Bubel. Von diesem Onkel und seiner aus Südamerika stammenden Frau Tiburcia wurde Katharina im Oktober 1933 adoptiert. Zum Zeitpunkt der Eheschließung war Katharina wohl nicht mehr berufstätig, in der Heiratsurkunde findet sich der Vermerk „ohne Beruf“.



Foto: Katharina u. Friedrich Reuß

Das junge Paar lebte in Berlin. Anfang 1934 bekam Friedrich Reuß eine Arbeit als Versicherungsvertreter, zunächst bei einer unbekanntenen Gesellschaft, später wechselte er zur Victoria Versicherung. Zuerst übte er diese Tätigkeit in Berlin aus, dann in Leipzig. Am 20. März 1938 wurde sein Sohn Peter geboren. Er wurde am 1. April 1938 in der Christus-Königs-Kapelle des St. Joseph Krankenhaus katholisch getauft. Auch Friedrich Reuß wechselte seine Religion, er trat in die Katholische Kirche ein.²²

22 Das genaue Datum des Übertritts ist nicht bekannt. In einem Formular, das diese Taufe bestätigt, ist das Datum 2. September 1938 eingetragen. Ob dies jedoch das Taufdatum ist, ist unklar. Rosa Hentze die Schwester von Katharina Bubel erinnerte, daß Friedrich Reuß sich zum Zeitpunkt der Eheschließung hatte taufen lassen. Recherchen bei der zuständigen Kirchengemeinde waren erfolglos. Auch der Grund für die Konversion ist nicht eindeutig. Rosa Hentze sieht den Grund nicht in der Heirat mit ihrer Schwester, da in ihrer Familie

Kuratie St. Franziskus Xaverius
 Berlin C 2
 Kaiserstr. 37
 2. Sept. 1938.

Am heutigen Tage legte Herr Dr. Fritz R e u s s, nach reiflicher Überlegung und mit voller Überzeugung, das Katholische Glaubensbekenntnis ab, und wurde nach Erteilung der Vollmacht durch den H.H. Generalvikar von Berlin durch H. Rektor E. Musial in die Kirche aufgenommen.

Geburtsdatum: 5. 7. 1904.

Taufdatum: 20.9.1904 Würzburg, St. Stephan. (Christenname)

Zeugen der Aufnahme: *Katharina Reinf*
Schwester Reinf

Bevollmächtigter Geistlicher: *E. Musial, Rektor.*



F. Reinf

die Religionszugehörigkeit der Ehepartner keine Rolle spielt. Eine der Schwestern war ebenfalls mit einem Protestanten verheiratet.



Foto: Katharina u. Peter Reuß, Bremerhaven, 15.06.1939

Mitte 1938 verlor Friedrich Reuß auch seine Arbeit bei der Victoria Versicherung und er entschloß sich zur Emigration. Am 7. September 1938 ging Friedrich Reuß in Southampton an Bord der Aquitania und kam am 13. September in Amerika an. Er begann ein Studium an der Katholischen Universität in Washington und schloß es mit dem M.A. im „Social Service“ ab. Im Juni 1939 folgten seine Frau und sein Sohn in die Emigration.

CUNARD LINE - WHITE STAR LINE

278071

A

Beförderungsvertrag Nr. **2607**

Kammer Nr.
Bett Nr.

Für die Reise mit dem britischen (eng.) Dampfer *Agulhas* am *9. Sept. 1938*
 von *Frankhampton* nach *New York*
 einschl. Zufahrt von *Hamburg* nach *Shannon* via *London*
 Klasse Bahn - Schiff

und von New York weiter mit Eisenbahn oder Dampfschiff nach *St. Paul*
 Zwischen der CUNARD LINE - WHITE STAR LINE zu Liverpool und dem unterzeichneten Reisenden (bei Familie als Familienvorstand) in deren Beförderungsvertrag
 gemäß dem Beförderungsvertrag der CUNARD LINE - WHITE STAR LINE überträgt die Beförderung der auf diesem Fahrplan genannten Personen einschließlich Zufahrt von
 nach *St. Paul* Klasse in dem benannten Schiff
 und von dort weiter per Bahn nach *St. Paul*
 an *St. Paul* und von dort weiter per Bahn nach *St. Paul*
 in der Klasse in dem benannten Schiff
 an *St. Paul* und von dort weiter per Bahn nach *St. Paul*
 in der Klasse in dem benannten Schiff
 an *St. Paul* und von dort weiter per Bahn nach *St. Paul*
 in der Klasse in dem benannten Schiff

Während der Reise erhalten die Reisenden die durch die gesetzlichen Bestimmungen festgelegten Vergütung für die Reise.
 Der Reisende muss sich mit seinem Gepäck am *St. Paul* einfinden.

Vor- und Familienname des Reisenden und der mit ihm reisenden Familienangehörigen	Alter	Bisheriger Wohnort
<i>REUSS, Fr. Friedrich</i>	<i>34</i>	<i>Berlin</i>

Der Beförderungspreis beträgt:

für die Bespannung von *Shannon* nach New York
 und die Beförderung von *St. Paul* nach
 dem Einbühnungsbüro.

Ewige	\$ 159.57
Kinder	8
Säuglinge	117.57
amerikanische Kopfreise	162.57
bei der Weiterbeförderung ab New York	418.75
insgesamt	418.75

hierfür angesetzt
 ungeschildert mit der Abreise noch zu zahlen

Personen über 10 Jahre	1
Kinder von 1 bis 10 Jahre	8
Kinder unter 1 Jahr	1

Rest bezahlt am

(Stempel der Versicherungs-Licht
 bei Besondere
 unter der Aufsicht)

per
 (Stempel des Reisenden vom Reisebüro)
 (Stempel der Versicherungs-Licht bei Besondere unter der Aufsicht)

1938

Friedrich Reuß war zunächst am St. Francis College in Loretto tätig. Im September 1940 wurde er von einem harten Schicksalsschlag getroffen. Seine Frau kam bei einem Verkehrsunfall ums Leben. Eine befreundete Familie nahm zeitweise seinen kleinen Sohn auf und machte das Angebot, Peter zu adoptieren. Friedrich Reuß hatte inzwischen Mathilde Spiekermann, die als Hausangestellte bei einem Diplomaten tätig war, kennengelernt und heiratete sie 1941. Der Sohn kam in die Familie zurück.

Nach zwei Jahren an der Xavier University in New Orleans und drei Dienstjahren bei der U.S. Social Security Administration in Washington wurde Friedrich Reuß Professor am Goucher College, wo er bis zu seiner Pensionierung 1971 blieb. Er lebte mit seiner Familie in Baltimore, 1944 erhielt er die amerikanische Staatsbürgerschaft, in diesem Jahr wurde auch seine Tochter Ursula geboren.

Friedrich Reuß kehrte erstmals im Rahmen eines Forschungsaufenthaltes 1961 nach Deutschland zurück. Zuvor hatte sein Sohn Peter Kontakt nach Deutschland aufgenommen und somit den Weg geöffnet: Peter besuchte seine Großmutter und seine Tanten in Berlin. Danach war Friedrich Reuß noch einige Male in Deutschland zu Besuch.

Friedrich Reuß starb am 3. Dezember 1985 in Baltimore.

Das Schicksal der Familien Reuß und Mohr nach 1933

Mit der Aufhebung des Oberlandesgerichts Augsburg am 1. April 1932 und der Vereinigung mit dem Oberlandesgericht München wurde Joseph Reuß Oberlandesgerichtsrat am Oberlandesgericht München. Mit diesem Berufsartwechsel war auch ein Wohnortwechsel verbunden: Joseph und Hedwig Reuß zogen nach München in die Keußlinstraße 16. Dort hatten sie ein Haus erworben. Zum 1. Juli 1933 wurde Joseph Reuß aufgrund eines eigenen Gesuchs und nachgewiesener Dienstunfähigkeit im Alter von 61 Jahren in den Ruhestand versetzt.

In einer von den Reichsministerien des Innern und der Justiz herausgegebenen „Zweiten Verordnung zur Durchführung des Gesetzes über die Änderung von Familiennamen und Vornamen“ vom 17. August 1938 heißt es: „Juden, die keinen Vornamen führen, der in dem vom Innenministerium am 18.8.38 herausgegebenen Runderlaß als jüdischer Vorname angeführt ist, haben vom 1.1.39 ab als weiteren Vornamen den Namen „Israel“ (für männliche Personen) oder „Sara“ (für weibliche Personen) anzunehmen“ (vgl. Walk 1996,

S. 237). Die Liste in diesem Erlaß umfaßte ca. 185 männliche und 91 weibliche Vornamen, die alternativ zu den Namen Israel und Sara gewählt werden konnten. Aus dem Meldebogen von Joseph Reuß, der in der Einwohnermeldekartei in Würzburg vorhanden ist, geht hervor, daß er die Genehmigung erhielt, einen Namen aus dieser Liste zu führen: „Mit Beschluß des Pol. Präs. München v. 27.10.38 Nr. 112/38 wurde genehmigt, daß Josef Reuß künftig an Stelle seines bisherigen Vornamens Josef den Vornamen ‚Denny‘ führt“.²³ Auch seine Frau führte einen Namen aus dieser Liste; sie hieß nun Hedwig Zilla Reuß.



Foto: Joseph Reuß

23 Kopie des Meldebogens wurde vom Stadtarchiv Würzburg zur Verfügung gestellt.

Ab 1938 wechselten Joseph und Hedwig Reuß dann mehrfach ihre Wohnung, insgesamt zogen sie sechsmal innerhalb Münchens um. Vermutlich mußten sie ihr Haus wegen finanzieller Belastungen verkaufen. Zeitweise lebten sie in einer Pension. Ab dem 15. September 1941 waren auch sie zum Tragen des Judensterns gezwungen. Aus der Entschädigungsakte des Bayerischen Landesentschädigungsamts geht hervor, daß an einen Rechtsanwalt Zahlungen für Auswanderungsvorbereitungen geleistet worden sind. Doch Joseph und Hedwig Reuß gelang die rettende Flucht nicht mehr. Am 10. Juli 1942 wurde Hedwig Reuß von der Gestapo München mit dem Transport XV nach Theresienstadt deportiert, fünf Tage später wurde auch Joseph Reuß mit dem Transport II 15-746 in dieses Lager gebracht. Beide wurden in Theresienstadt ermordet, das Todesdatum wurde per Gerichtsbeschluß auf den 24. März 1944 festgelegt.



Foto: Hedwig u. Joseph Reuß

Auch die Geschwister von Joseph Reuß überlebten die Verfolgungen des Nationalsozialismus nicht. Bertha Reuß mußte ihr Geschäft aufgeben und wurde gezwungen, das wunderschöne dreistöckige Haus, das Max Adler mitten in Sinsheim gebaut hatte, zu verlassen.²⁴ Sie starb 1940 in einem Altersheim in Frankfurt an „gebrochenem Herzen und hungrig“²⁵. Ihre

²⁴ Das Haus steht noch in Sinsheim, mit den Initialen von Max Adler.

²⁵ Zitiert aus einem Schreiben ihres Enkels, Prof. Dr. Bernard Wolf.

Tochter Hildegard konnte emigrieren: Sie folgte ihrem Mann Louis Wolf,²⁶ den sie 1935 geheiratet hatte und der 1938 Deutschland verließ, 1939 nach New York. Sie konnten sich dort eine Fleischerei aufbauen und bekamen zwei Söhne, Bernard Martin, geboren 1942 und William George, geboren 1946. Hildegard Wolf starb 1987, der Sohn William war ein Jahr zuvor verstorben. Louis Wolf starb 1999 im hohen Alter von 97 Jahren. Bernard Wolf lebt in Toronto und ist dort an der York Universität Professor.

Die Schicksale der anderen vier Schwestern lassen sich nicht eindeutig klären. Vermutlich hat Sophie in Budapest den Freitod gewählt, ebenso Emma, die am 2. April 1942 in die Regnitz ging. Ida und Lina sind wahrscheinlich nach Bamberg zurückgekehrt. In einer Liste, die in dem Buch von Friedrich-Brettinger (1962) abgedruckt ist und der die polizeiliche Meldeliste von 1938 zugrunde liegt, sind Lina und Emma aufgeführt; als ihre letzte Wohnung ist die Untere Königsstraße 2 angegeben. In der Veröffentlichung von Mistele (1988) sind die am 1. Dezember 1941 in Bamberg wohnenden Juden benannt; dort finden sich Ida und Emma, wobei die Eintragung zu Emma durchgestrichen ist. Die Listen wurden aktualisiert und die Streichung ist wohl nach ihrem Freitod erfolgt. Für beide ist die Adresse Zinkenwörth angegeben. Im Mai 1942 mußten die noch verbliebenen Bamberger Juden ihre Wohnungen aufgeben und wurden in die „Weiße Taube“ untergebracht. Die „Weiße Taube“ im Zinkenwörth war eine von der jüdischen Kultusgemeinde seit 1935 unterhaltene Gaststätte, um ihren Gemeindemitgliedern, denen der Zugang zu anderen Lokalen verwehrt war, ein Zusammenkommen zu ermöglichen. Das 1942 von den Nationalsozialisten zum Ghetto umfunktionierte Haus wurde Ende September 1942 durch die SS aufgelöst (vgl. Friedrich-Brettinger 1962, S. 34f; Fichtl u.a. 1998, S. 317).

In Bamberg setzten die Deportationen in die Vernichtungslager im Mai 1941 ein. Der erste Transport ging nach Riga, ein zweiter im November 1941 nach Isbica bei Lublin und ein dritter erfolgte im Frühjahr 1942 mit unbekanntem Ziel. Die letzten Bamberger Juden wurden Ende September 1942 nach Theresienstadt gebracht. Insgesamt wurden 228 Menschen deportiert (vgl. Friedrich-Brettinger 1962, S. 34f). Ida Reuß ist nach Izbica transportiert wor-

26 Louis Wolf trug in Deutschland den Vornamen Saly. Da dies in den USA ein weiblicher Vorname ist, änderte er seinen Namen, als er die amerikanische Staatsbürgerschaft bekam. Er wählte den Namen seines im Alter von 13 Jahren an einer Grippe verstorbenen Bruders Ludwig. Die einzige Schwester von Louis Wolf, Betty, wurde in Auschwitz ermordet.

den, sie gilt dort als verschollen.²⁷ Das Schicksal von Lina konnte nicht aufgeklärt werden.

Johanna Mohr, die sich später Janette Sara Mohr nannte, zog 1933 nach München.²⁸ Sie mußte 1939 das Haus in Würzburg in der Rottendorferstraße, an dem die Tochter Hedwig Reuß auch Anteile besaß, unter Wert verkaufen. Johanna Mohr starb am 29. Juli 1941 in München.



Foto: Max Mohr

Nach seinem Militärdienst hatte Max Mohr 1911 sein Medizinstudium in München fortgesetzt, war 1914 eingezogen worden, nahm 1917 an einem Kurs für Medizinstudenten teil und legte im Mai 1917 seine ärztliche Prü-

27 Entnommen dem Gedenkbuch der Opfer der Verfolgung der Juden unter nationalsozialistischer Gewaltherrschaft in Deutschland 1933-1945.

28 Vermutlich zu ihrer Tochter Hedwig Reuß.

fung ab. Nach dem Krieg, im Januar 1919, eröffnete er eine Arztpraxis in München, die er bis April 1920 führte. Dann widmete er sich vollständig der schon während des Krieges begonnenen schriftstellerischen Tätigkeit. Im März 1920 heiratete er Käthe Westphal, eine hamburgische Bürgerstochter, sie zogen in die „Wolfgrub“ nach Rottach am Tegernsee. 1926 wurde die Tochter Eva geboren. Nachdem Max Mohr für sich keine Zukunftsmöglichkeiten mehr in Deutschland sah, emigrierte er im November 1934 nach Shanghai. Seine Frau und seine Tochter blieben in Deutschland. In Shanghai war er wieder als Arzt tätig, unter schwierigen Bedingungen hatte er sich eine Praxis aufgebaut. Am 13. November 1937 starb Max Mohr in Shanghai an Angina pectoris.

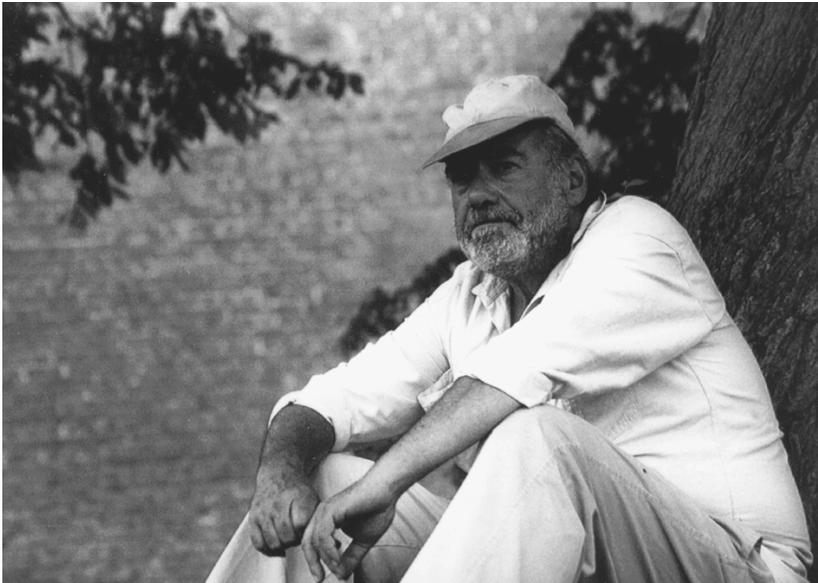


Foto: Peter Joseph Reuß

Der Sohn von Friedrich Reuß, Peter, ging nach seinem Studium in den diplomatischen Dienst und war in Afrika, Asien und Europa, u.a. auch in Deutschland, aber auch in den USA für die amerikanische Regierung tätig. Er heiratete eine Lehrerin und hatte mit ihr vier Kinder, eine Tochter und drei Söhne. Die Ehe wurde später geschieden, und Peter Reuß heiratete die

aus Bern stammende Marianne Jaton. Nach seiner Pensionierung lebte er eine kurze Zeit in Frankreich und dann bis zu seinem Tod, im Februar 2000, mit seiner Frau in Bern.

Die Tochter von Friedrich Reuß, Ursula, war zusammen mit ihrem Mann, Fritz Ianni, einem bekannten Soziologen, wissenschaftlich tätig. Sie starb 1992.

Die Vorfahren der Familien Reuß und Mohr/Ullmann haben sich als fränkische Landjuden zunächst als Geschäftsleute emporgearbeitet, in der späteren Generation studierten die Söhne, wurden Akademiker und waren freischaffend im literarischen Bereich tätig. Auch bei den Kindern von Peter Reuß sind diese Berufsfelder zu finden: Die Tochter ist Lehrerin, Fred lebt als Schriftsteller mit seiner Familie in Washington, Peter Matthew als Arzt in New York und David mit seiner Frau und seinem Sohn als Kaufmann in Kopenhagen.

Sowohl Peter Reuß als auch seine Kinder hatten bzw. haben engen Kontakt zu Deutschland und den dort lebenden Verwandten. Peter Reuß besuchte seine Großmutter und seine Tanten regelmäßig, seine Berufstätigkeit führte ihn in das Generalkonsulat nach Düsseldorf und in die Botschaft nach Bonn. Fred studierte ein Jahr in Tübingen, auch er hat Kontakt mit seiner noch lebenden Tante Rosa in Berlin.

IV.

Frederick Reuss¹

Nachwort

Ist es wahr?

Diese Frage verlangt eine Antwort. Ich stelle sie, nicht als ein Wissenschaftler oder als Historiograph oder als ein post-strukturaler Sprachphilosoph – sondern als ein Enkel. Ich habe viele von Opas Geschichten gehört. Ich kenne verschiedene Versionen von jeder. Er neigte zu Übertreibungen, und dennoch würde ich Opa nicht einen Lügner nennen; und zwar nicht deswegen, weil ich ein guter Enkel bin, sondern weil ich ein guter „postmoderner Enkel“ bin, und ich muß zugeben, daß auf merkwürdige Art und Weise hier ein Bild der Vergangenheit entsteht, welches über Opas individuelle Autobiographie hinausgeht. Der postmoderne Enkel versteht, daß es keine starren Grenzlinien zwischen Fiktion und Geschichte gibt, daß es keine objektiven historischen Fakten gibt und daß das Schreiben von Geschichte auch die Geschichte des Schreibens ist. Ein guter postmoderner Enkel weiß, „Dokumente zu befragen“ und dem Rat Michael Foucaults folgend, sieht er es als seine wichtigste Aufgabe an, „nicht das Dokument zu interpretieren noch den Versuch zu unternehmen zu entscheiden, ob es die Wahrheit erzählt oder was sein ausdrücklicher Wert ist, sondern von innen heraus daran zu arbeiten und es zu entwickeln“ (1969, Einleitung).

Trotzdem, getrieben von einem atavistischen Impuls fragt der Enkel seinen Großvater: Ist es wahr, Opa? Hast du dies alles wirklich erlebt?

Natürlich ist es nicht möglich, mit absoluter Sicherheit zu antworten, und es ist sinnlos zu versuchen, den Beweis zu erbringen oder ihn zu widerlegen, ob

1 Für diese Veröffentlichung war geplant, daß der Sohn, Peter Reuß, gemeinsam mit seinem Sohn Frederick einen Beitrag schreiben wollte. Peter Reuß ist im Februar 2000 plötzlich verstorben, so daß der Enkel Frederick nun diese Aufgabe alleine übernommen hat.

Opa, um ein Beispiel zu geben, kurz vor dem Putsch im November 1923 in einem Café in München einer Tirade Hitlers beiwohnte, bevor dieser es, ohne zu zahlen, verließ. Oder ob Opa 1925 Mussolini traf und „unter Freunden“ mit ihm den Vertrag von Versailles diskutierte. Aber wenn wir „von innen heraus daran arbeiten“ (ebd.), können wir ein umfassenderes, aufschlußreicheres Bild über den Mann und seine Zeit erstellen.

Einige Jahre bevor mein Großvater 1985 starb, saß ich mit ihm auf der „Sonnen Veranda“ in seinem Haus in Baltimore. Dieser Platz und diese Umgebung waren mir sehr vertraut. Opa saß in seinem Lieblingssessel und rieb sein immer schmerzendes Bein. Kaffee und Kuchen. Zeitungen und Medizinflaschen auf dem Kaffeetisch verstreut. Die Sonne schien durch die Fenster in den Wintergarten, der den Schauplatz für Besuche bei Opa bildete, so lange ich mich erinnern kann. Es war der Ort, wo die „Großen“ je erneut saßen und redeten, während meine Schwester, meine zwei Brüder und ich draußen im Garten spielten oder in dem holz-getäfelten Kellergeschoß, wo ein großer schwarz-weiß Fernseher, verschimmelte alte Brettspiele und ein Glas voll altbackener Brezeln uns beschäftigt hielten, bis es Zeit war zu gehen. Aber an diesem besonderen sonnigen Tag kam ich als Erwachsener in Opas Haus, um ihm meine zukünftige Frau vorzustellen.

Alle die üblichen Rituale wurden beachtet. Händeschütteln, eine kurze Zusammenfassung seines Gesundheitszustands (chronische Rückenschmerzen hatten ihn durch eine Reihe von Therapien geführt, einschließlich eines elektronischen Implantates in seiner Wirbelsäule, welches einen ständigen Stromimpuls lieferte, den man einstellen konnte und der ihm – zumindest theoretisch – half, seine Schmerzen zu bewältigen), gefolgt von einem kurzen Vortrag über die Verrückten und Kriminellen in Washington und ihre katastrophale Wirtschaftspolitik. Während die Frauen die Teller und Kaffeetassen abräumten (die Männer waren nicht eigentlich unfähig, aber völlig im unklaren, daß es so etwas wie Hausarbeit gibt), wandte sich Großvater an mich und fragte in seinem Englisch, d.h. mit starkem Akzent. „Nun. Ist sie Jüdin?“

Ich nickte.

Er warf mir einen verschmitzten Blick zu, grinste und sagte. „Gut, gut, gut. Langsam erhöhen wir den Prozentsatz.“

Dies war das erste Mal, daß er mit mir über sein Jüdisch-sein sprach. Als ich ihn drängte, mir Details zu erzählen, wurde er vage und erzählte nur, daß es

vor einigen Generationen einen jüdischen Vorfahren gegeben habe. Dann kam wieder der verschmutzte Blick. „Daher kommt der Verstand in der Familie.“

Es war keine Neuigkeit für mich. Ich wußte schon seit einigen Jahren von dem „jüdischen Blut“ in der Familie meines Vaters. Meine Mutter war sehr an dem Thema interessiert, und es spielte eine kleine, aber sehr heftige Rolle in ihrer Beziehung zu meinem Vater. Sie war der Meinung, er solle auf „die Wahrheit“ bezüglich seiner Vergangenheit drängen. Er lehnte dies mit der Begründung ab, daß hieraus nur Probleme entstünden und alte Dämonen aufgewühlt würden. Das Thema köchelte unter der Oberfläche, mein Vater bewahrte ein „gleichmäßiges Desinteresse“, während meine Mutter darauf bestand, daß das Erkennen der Wahrheit einem größeren Ziel dient.

Als ich 1976 während einer Klassenfahrt auch in der Tschechoslowakei war, besuchte ich Theresienstadt. Erst als ich nach Hause zurückkam, erfuhr ich, daß dies das Konzentrationslager war, wo meine Urgroßeltern, Opas Eltern, gestorben waren. Ich wußte, daß sie „im Holocaust“ umgekommen waren, aber die Erfahrung, daß ich den Ort, an dem sie ermordet wurden, besucht hatte, und daß ich diese Tatsache erst im nachhinein erfuhr, führte mich unnachgiebig auf die Seite meiner Mutter, wenn es darum ging, die Wahrheit über „Opas Story“ zu erfahren.

Mein Vater, Peter Joseph Reuß, wuchs ohne Wissen über die Vergangenheit seines Vaters auf. Ihm wurde erzählt, daß die Familie Deutschland aus „politischen Gründen“ verlassen hatte. Es gab die generelle Vorstellung in der Familie, daß Opa wenigstens teilweise jüdisch war und daß er dieses und andere Details seines familiären Hintergrunds verdrängt hatte, da sie tragische und schmerzhaftige Erinnerungen in ihm wachriefen. Im Falle meines Großvaters nahm diese Verdrängung jedoch nicht nur die Form des Verschweigens an. Sie nahm die Form eines Mythos an, der mit den Jahren immer phantastischer wurde. Bereits sehr früh nahm er in Anspruch, Aristokrat zu sein, der von Fürsten und Baronen abstammte. Daß sein Vater, Joseph Reuß, Oberlandesgerichtsrat in Bayern war, verlieh seiner Geschichte Glaubwürdigkeit, und er war immer wieder zufrieden, wenn er seine Münzsammlung mit der Prägung „Reuß“ und andere wertvolle „Erbstücke“ als gewichtige Beweise seiner Abstammung vorführen konnte.

Opa war auch ein wunderbarer Geschichtenerzähler. Dies machte einen wesentlichen Teil seiner Persönlichkeit aus, und die Menschen waren immer wieder entzückt, wenn er seinen Witz und seine Gelehrsamkeit dazu ein-

setzte, eine gute Geschichte zu erzählen. Er liebte es, sich selbst als einen Akteur auf der großen Bühne der Geschichte zu porträtieren – oft trat er als Zeuge auf und manchmal als Mitwirkender an den großen Ereignissen. Doch mit den Jahren, als sich die Widersprüche und die Unvereinbarkeiten innerhalb der Geschichten anhäuferten, wurde offensichtlich, daß Opa seine Familiengeschichte deshalb nicht weitergab, um deren Erinnerung zu bewahren. Er verschleierte und verbarg sie, indem er wichtige Fakten über sich und seine Vergangenheit leugnete.

Das deutsch-jüdische Bürgertum, das sich gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts herausbildete, entstand im wesentlichen durch Assimilation. Kurz nach der Entstehung des Kaiserreiches im Jahr 1871 wurden Gesetze, die den Juden die Gleichberechtigung zuerkannten, eingeführt, und bestimmte Barrieren für die Teilnahme am bürgerlichen Leben wurden aufgehoben. Durch die Taufe und die Konversion zum Christentum erhielten die Juden Zugang zu den höheren Berufen und viele Karrieremöglichkeiten im Staatsdienst, im Militär und in der Justiz wurden eröffnet, so auch die Karriere von Joseph Reuß, der Oberlandesgerichtsrat in Bayern wurde.

Joseph Reuß verstand sich zuallererst als Deutscher. Sein Aufstieg in die höheren Ränge des Bürgertums wurde durch Assimilation erreicht, und sein sozialer Status, zusammen mit dem Titel „Oberlandesgerichtsrat“, ersetzte das Jüdischsein als das zentrale Element sowohl seiner als auch der familiären Identität. Die liberalen Gesetze und eine tolerantere Umgebung um die Jahrhundertwende löschten allerdings nicht den Antisemitismus aus, der die deutsche Gesellschaft durchdrang; und der Prozeß der Assimilation, zumindest gilt dies für den Fall der Familie Reuß, beruhte auf der soliden Grundlage von Verleugnung. Jüdischsein wurde zum „schmutzigen Geheimnis“ der Familie. Im vorliegenden Text wird es von meinem Großvater in einer Atmosphäre tiefer Verschwörung und mit großer grammatischer Distanz zugestanden. „Mit grosser Vorsicht brachte er [Vater] mir schliesslich bei, dass dieser Grossvater sich bei seiner Eheschließung habe taufen lassen, und von Geburt ein Jude gewesen sei. Meine Eltern hätten immer gehofft mir dieses schreckliche Eröffnung ersparen zu können“ (S. 42).

Wenn sich Assimilation als ein Prozeß beschreiben läßt, dann ist es ein Prozeß, der gleichermaßen auf Verleugnung wie auf Akzeptanz basiert. Die rechtliche und soziale Akzeptanz der Juden in der deutschen Gesellschaft am Ende des 19. Jahrhunderts brachte für viele eine Zurückweisung ihrer jüdischen Identität mit sich. Für jene, die eine Konversion zum Christentum als

den schnellsten, pragmatischsten Weg zur vollständigen Assimilation wählten, entstand eine größere Tragödie. In gewisser Hinsicht starben diese Juden einen mehrfachen Tod, zunächst bei der Konversion zum Christentum, dann (und dies trotz der Konversion) während der nationalsozialistischen Verfolgung und schließlich, für die wenigen, die dem Holocaust entkamen oder ihn überlebten, im Verlust ihrer Identität. Wir können nicht wissen, ob Joseph Reuß jemals zugab oder es leugnete, daß er als Jude geboren wurde, aber die „schreckliche Eröffnung“ stellt nur einen Teil der Wahrheit dar, und enthüllt das Stigma, welches damit verbunden war. Das Stigma hinterließ einen tiefen Eindruck und führt zu einer traurig stimmenden Ironie, einer eigentümlichen Form eines jüdischem Antisemitismus, von dem sich sagen läßt, daß er aus Verleugnung und Selbstverachtung entstanden ist. Selbst der sarkastische Humor in der Aussage „Nicht-Ariertum und Zuckerkrankheit je gefährlich wird, je höher die Prozentzahl steigt“ [S. 81], verschleiert noch die vollständige Wahrheit; und die distanzierte Weitergabe und Zergliederung der genealogischen Details sowie die objektive Distanz, aus der er das sich um ihn herum entfaltende „Judenproblem“ betrachtet, zeugt von einem tief empfundenen Familientabu. Alles was Opa konzedierte war, ein 25%iger zu sein.

Die Wahrheit ist, er war 100%.

Der Prozeß der Verleugnung begann vermutlich bei seinen Eltern. Dokumente über Joseph und Hedwig Reuß's Konversion zum Protestantismus existieren nicht mehr, aber es ist anzunehmen, daß hierfür nicht religiöse Gründe, sondern eine Orientierung am sozialen Aufstieg ausschlaggebend waren. Dieser die Assimilation abschließende Akt wird schnell zur Grundlage für die Verleugnung in der folgenden Generation. Mein Großvater, Friedrich Gustav Reuß, wollte nur zugeben, „dass ich mit teilweise jüdischen Blut befleckt sei“ [S. 70]. Dieses wird durch einen Großvater mütterlicherseits eingebracht – mit anderen Worten, nicht von der väterlichen Reuß'schen Linie, die zur Quelle seiner „vollständigen“ deutschen Identität wird. Diese deutsche Identität ist der Filter für alle seine politischen und gesellschaftlichen Beobachtungen. Er nimmt, beginnend mit seinen ersten Schultagen, dann als Pfadfinder und auf dem Gymnasium, Antisemitismus und Ungerechtigkeit wahr, und er stellt sich sowohl als Beobachter und Kritiker als auch als Beschützer und Verteidiger der Juden dar. Aber selbst nachdem sein Vater die „schreckliche Eröffnung“ kundgetan hat, bewahrt er eine kritische, eine ironische Distanz. Er formuliert „Mit 25% (einem Grossvater) war ich ein beneideter Aristokrat“, und er unterschlägt dabei seine volle Ver-

bitterung, wenn er die schrumpfenden Möglichkeiten und seinen verminderten sozialen Status darlegt. „Für 25%ige gab es doch noch einige Lebensmöglichkeiten. Es war z.B. nicht verboten, freier Versicherungsagent zu sein. Wie Herrlich!“ [S. 81]

Oberlandesgerichtsrat Joseph Reuß und seine Ehefrau Hedwig waren nicht in der Lage, sich die sich verändernden und zunehmend gefährlicher werdenden Umweltbedingungen einzugestehen bzw. zu akzeptieren. Sie weigerten sich, Deutschland zu verlassen, da sie glaubten, aufgrund ihres sozialen Status immun gegen Verfolgung zu sein. Sie konnten sich einfach nicht vorstellen, daß die Dinge schlecht für sie ausgehen würden. Dieser verhängnisvolle Optimismus beruhte ausschließlich auf ihrem Vertrauen in ihren sozialen Status, einem Vertrauen, das mein Großvater teilte und das er, wenn auch etwas weniger optimistisch, mit in die Vereinigten Staaten brachte. Es bildete sein zentrales Vorurteil und wird sowohl in diesen Erinnerungen wieder und wieder aufgegriffen als auch in dem Bild der aristokratischen Identität, das er in späteren Jahren für sich in Anspruch nahm.

In ihrem berühmten Essay „We Refugees“ spricht Hannah Arendt die Notlage der jüdischen Flüchtlinge in den Vereinigten Staaten und besonders die Lage der deutsch-jüdischen Intellektuellen an. „Ein Doktor der Philosophie zu sein, befriedigte uns nicht mehr; und wir lernten, daß man, um ein neues Leben aufzubauen, zunächst das Alte etwas verbessern muß. Ein nettes kleines Märchen wurde erfunden, um unser Verhalten zu beschreiben; also ein verlässener, emigrierter Dackel in seiner Trauer, beginnt zu sprechen: ‚Als ich noch ein Bernhardiner war‘Er lernte schnell, daß es in dieser verrückten Welt viel leichter ist, als ein ‚großer Mann‘ akzeptiert zu werden, als ein menschliches Wesen“ (1996).

Mir fällt keine bessere Möglichkeit ein, die Erfahrung meines Großvaters zu beschreiben. Der Prozeß, sich eine „größere Identität“ aufzubauen, begann sofort; und diese Erinnerungen, die kurz nach seiner Ankunft in den USA geschrieben wurden, müssen als Teil dieses Prozesses verstanden werden. Die Erfahrung der Assimilation war schon vertraut, und die Muster der familiären Verleugnung waren bereits fest etabliert. Er ließ die Tragödien der Vergangenheit hinter sich, und er war in der Lage, seinen Sohn als einen Amerikaner aufzuziehen, auch dann, als sich seine eigene Identität Änderungen unterzog. Der Krieg und der Holocaust wurden in den Bereich der „Geschichte“ verbannt, alle Beziehungen, die seine persönliche Tragödie

damit in Verbindung brachten, wurden neu geformt – mit ihm als Teilnehmer an „großen Ereignissen“, und selbst seine Kindheitserinnerungen zerstreuten sich hinter den „künstlichen Schatten der gutbürgerlichen Periode des Beginns dieses Jahrhunderts“ (S. 23).

Nach seinem Tod im Jahr 1985 gelangte ich in den Besitz einer weiteren Lebenserinnerung. Sie war irgendwann in den frühen 1970er abgefaßt worden, nach seiner Pensionierung am Goucher College in Baltimore, wo er von 1946 bis 1973 als Professor für Ökonomie gelehrt hatte. Der Titel lautet „Erinnerungen an Deutschland zwischen den beiden Kriegen“. Gleich zu Beginn schreibt er: „Die Geschichte ist völlig subjektiv, und ich entschuldige mich nicht dafür. ... Ich schrieb die Geschichte eines Lebens und nicht die Geschichte einer Periode. ... Möglicherweise werden einige meiner Erzählungen dem Leser unglaubwürdig vorkommen. Aber sie sind wahr.“

Unglücklicherweise sind die meisten Mitglieder der Familie skeptisch geblieben. Dies gilt besonders für seinen Sohn Peter Reuss. Statt Opas „Geschichten“ als Wahrheit zu akzeptieren, sah er die Erinnerungen als einen weiteren Beweis für die Phantasiewelt an, die sein Vater beharrlich um sich herum aufgebaut hatte. Wir alle waren daher neugierig, als die Forscher der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg uns über die Entdeckung eines weiteren, früheren Manuskripts in einem Archiv der Harvard-University informierten, zu erfahren, ob diese Phantasiewelt sich schon damals im Aufbau befand. Wir kamen zu dem einstimmigen Schluß: ja, sie existierte bereits damals. Glücklicherweise bestehen für mich, den guten post-modernen Enkel, wichtigere Fragen: 1) warum gibt es diese Verleugnungen und Erfindungen und 2) was können wir daraus lernen?

Ich glaube, daß die Antworten in den beiden zentralen Erfahrungen im Leben meines Großvaters liegen: In Assimilation und Emigration. Sie sind der Kern, um den herum sich sein Schicksal bewegte und sie bilden die Themen, auf die er seine Erzählungen aufbaute. Am Ende zeitigt die interpretative Aufgabe, vor der wir stehen, einen Komplex von Paradoxien, den er selbst geschätzt und der ihn amüsiert hätte: Als „Familiengeschichte“ sind seine Lebenserinnerungen suspekt, aber als „historische Erzählung“ geben sie uns ein Bild, das über seine eigene Biographie hinausweist. Was schließlich die Frage seiner jüdischen Herkunft angeht, so will ich das letzte Wort einer anderen Emigrantin, Hannah Arendt (1996), überlassen, die eine noch weiterreichende historische Ironie im Prozeß der deutsch-jüdischen Assimilation beobachtete. „Es ist die Geschichte von hundert und fünfzig Jahren

assimilierten Judentums, das eine beispiellose Leistung vollbracht hat: obwohl sie die ganze Zeit ihr Nicht-Jüdischsein bewiesen, gelang es ihnen dennoch Juden zu bleiben.“

Ursula Blömer

Anerkennung und Aberkennung¹

Friedrich Reuß gehörte zu jenen deutschen Bürgern, die sich innerhalb ihrer Lebensgeschichte plötzlich mit jüdischen Vorfahren „konfrontiert“ sahen und dadurch Nachteile erlitten. Aufgewachsen in einem gutbürgerlichen Milieu, in einer Familie, die jeden Sonntag in die evangelische Kirche ging und in deren Leben das Judentum offensichtlich keine Rolle spielte, erfuhr er im Alter von neunzehn Jahren von seinem Vater, als er der Studentenverbindung „Makaria“ beitreten wollte, daß es in seiner Familie jüdische Vorfahren gab. Mit dieser Eröffnung war für den Studenten die Aufnahme in das Corps „Makaria“ verschlossen und die damit verbundenen Beziehungen aufgehoben. Bis 1933 standen dem „jungen Mann aus guter Familie“ dann allerdings in beruflicher und gesellschaftlicher Hinsicht alle Türen offen – um so abrupter vollzog sich die anschließende Ausgrenzung. Durch die Rassenpolitik der Nationalsozialisten wurde Friedrich Reuß zu einer „mißliebigen Person“ und war nicht mehr „karrierefähig“. Ein bislang förderungswürdiger und geförderter junger Deutscher verlor innerhalb kurzer Zeit seine Anerkennung und wurde seiner existentiellen Grundlage beraubt. Mit der Entlassung aus dem Staatsdienst durch die Nationalsozialisten ging auch die Einschränkung der sozialen Kontakte einher. Er wurde nur noch „ganz unter uns, im Familienkreis“ (S. 73) eingeladen.

Friedrich G. A. Reuß zeichnet in seinem Manuskript diesen Ausgrenzungsprozeß nach. Der Vater, der dem Staat in einer gehobenen Stellung diente, die Mutter, die ehrenamtlich Aufgaben übernahm und dafür mit Orden ausgezeichnet wurde, das bürgerliche Familienleben der Kaiserzeit – das alles sind Faktoren, die selbstverständlich eine gelungene Integration in die damalige Gesellschaft nachweisen. Um so schmerzlicher muß der einsetzende Prozeß des Ausschlusses aus der Gesellschaft gewesen sein. Daß an vielen Stellen im Manuskript die damalige Lebenssituation nur noch mit ironischer

1 Für Anregungen habe ich Birgit Schreiber zu danken.

Distanziertheit dargestellt werden kann, erklärt sich aus dieser Herabsetzung und dem Entzug der vollständigen Teilhabe innerhalb der bislang erfahrenen Gemeinschaft.

Dabei kannte Friedrich Reuß zu dem Zeitpunkt der Manuskriptabfassung noch nicht die volle Härte dessen, was die Nationalsozialisten seiner Familie noch antun würden: Die Deportation und die Ermordung seiner Eltern in Theresienstadt im Jahr 1944.

Friedrich Reuß gibt uns mit seiner Autobiographie einen Einblick in die Lebenssituation eines jungen Mannes im Kaiserreich nach der Jahrhundertwende, über die Studentenzeit in der Weimarer Republik bis zur Berufsausübung in die Zeit des Nationalsozialismus hinein. Es ist eine Sozial- und Alltagsgeschichte, wie sie einige zu dieser Zeit erfahren haben mögen, verbunden mit ganz persönlichen Erlebnissen. Sie ist geschrieben worden unter den Erfahrungen des Verlustes der Heimat und allen damit verbundenen sozialen Gütern wie Familie, Bindungen, Status, gelebte Kultur aber auch des materiellen Vermögens. Sie ist geschrieben in der Anfangsphase der Emigration – in der das neue Leben gestaltet und aufgebaut werden mußte, in der nur der Blick in die Zukunft die Verluste und die Schrecken der Vergangenheit lindern konnte und in der dem Leben ein neuer Sinn verliehen werden sollte. Alle biographischen Entwürfe waren auf abrupte Art und Weise abgebrochen worden, und es mußte die „gestohlene“ Vergangenheit in den neuen biographischen Entwurf integriert werden. Das biographische Konstrukt mußte reorganisiert bzw. es mußte eine neue Identität aufgebaut werden. „Er hat das alles so vertuscht, ich glaube er wollte effektiv ein total neues Leben anfangen mit seiner Auswanderung“ (Peter Reuss).

Unter Berücksichtigung des Konzeptes der Biographisierung wird das Bemühen von Friedrich Reuß verständlich, sowohl das Deutsche wie auch seine jüdischen Wurzeln zu negieren, bzw. zu verleugnen. Sein „Deutschsein“ mußte er unter Zwang aufgeben; bedingt wurde diese Aufgabe durch eine ihm wiederum aufgezwungene Identität: die des „Jüdischseins“. Diese ihm konditionell zugeschriebene Identität nahm er temporär an: als „neu erwachte(s) oppositionelle(s) Rassebewußtsein“ (S. 71) im nationalsozialistischen Deutschland. Darüber hinaus war sie ihm zur Falle geworden, die den Verlust aller Lebenszusammenhänge bewirkte und somit zur Belastung wurde: „Deutschsein“ und „Jüdischsein“ waren in diesem Fall unlösbar miteinander verwoben und sollten durch eine ausgeprägte Amerikanisierung ausgelöscht werden; die jüdischen Anteile in der Familie wurden gelehnet

bzw. erst zu einem späten Zeitpunkt teilweise zugestanden. „Mein Vater wollte wenig von Deutschland wissen, als ich Kind war, ich glaub’ wir haben nie über Deutschland gesprochen, über seine Vergangenheit überhaupt nicht. In den sechziger Jahren hat er Andeutungen gemacht, daß es vielleicht irgendwas mit nicht-arischer Herkunft gebe, aber es war mir immer noch unklar von welcher Seite aus. Mein Vater hat immer versucht, sich zu assimilieren, er wollte Amerikaner sein“ (Peter Reuss).

Für Biographieforscher stellt sich somit weniger die Frage nach der „objektiven Wahrheit“ oder nach der „Unwahrheit“, die in den Lebensgeschichten zu finden ist, sondern das Interesse ist auf den Biographiesierungsprozeß gerichtet, auf gelungene oder nicht gelungene Identitätsbildung. D. h. es wird nicht nach der tatsächlich gelebten Wirklichkeit gesucht, sie ist für den Forscher nicht mehr bzw. nur in Teilen greifbar, sondern die aufgeschichteten Erfahrungen des Erzählers sind aus der Rekonstruktion seiner Vergangenheit, unter Berücksichtigung der Gegenwart und der Zukunft zu analysieren.

Daß eine Reinterpretation des biographischen Konstrukts für eine Alltagsbewältigung hinreichend sein kann, zeigt sich im Fall von Friedrich Reuß: Er hat ein nach außen erfolgreiches Leben geführt, hat im neuen Land Karriere machen können und es zu einigem Wohlstand gebracht. Ob dies jedoch ausreichte für ein subjektiv so empfundenenes neues gelungenes Leben ist jedoch fraglich: Peter Reuss, der Sohn, sagte über seinen Vater: „Ich hatte meine eigene Interpretation der Figur meines Vaters. Ich fand, obwohl er ein glückliches Leben hatte, – er hatte keine finanziellen Probleme, besonders in den späteren Jahren, er erhielt ein gewisses Maß an Respekt von seinen Kollegen, er war sehr populär als Professor – aber ich fand, daß er letztlich eine tragische Figur geworden ist, denn er hatte sehr viel Schwierigkeiten, sich innerhalb der amerikanischen Gesellschaft anzupassen. Es klappte einfach nicht, er war und blieb ein Europäer, obwohl er das nie gern hörte, er wollte total amerikanisiert werden, und das konnte er nicht, und ich glaub’, das hat er letztendlich realisiert, daß er wirklich zu Europa gehörte und das Tragische war, daß er nie zurückgekommen ist und dann letztlich ziemlich freudlos starb.“

In der Rekonstruktion der Familiengeschichte zeigt sich ein wellenförmiger Prozeß der Anerkennung und Aberkennung, durch kollektiv-gesellschaftliche Entwicklungen bedingt. Gustav Reuß, der Großvater, lebte in einer Zeit, die dadurch gekennzeichnet war, daß den Juden in Deutschland zunehmend mehr Rechte zugestanden und sie in vielen Bereichen der Gesellschaft inte-

griert wurden. Ihnen wurde die Anerkennung bürgerlicher Rechte und gesellschaftlicher Gleichstellung zugesprochen. Joseph Reuß, der Vater, wuchs in einer Zeit auf, in der die Partizipation innerhalb der Gesellschaft eine gewisse Normalität erreicht hatte, jedoch durch den „modernen“ Antisemitismus ein Stück wieder in Frage gestellt wurde. Seine Anerkennung als gleichberechtigter Staatsbürger und die Eröffnung einer höheren Beamtenkarriere waren für ihn erst über den Weg der Taufe zu erlangen. Friedrich Reuß schließlich fühlte sich in aller Selbstverständlichkeit der Gesellschaft zugehörig als Sohn eines Bildungsbürgers mit zunächst uneingeschränkten Aufstiegschancen, die dann jedoch abrupt abgebrochen wurden.

Bei Friedrich Reuß zeigt sich individuell wiederum dieser wellenförmige Prozeß. Zunächst wurde ihm während seiner Kinder- und Jugendzeit Anerkennung zuteil, aufgrund seines familiären Status, aber auch innerhalb seiner erweiterten sozialen Beziehungen, z.B. wurde er Gruppenführer einer Jugendgruppe. Erste Einschränkungen, d.h. eine Verweigerung von sozialer Anerkennung, erfuhr er 1923 im Zusammenhang mit der Studentenverbindung – er durfte nicht Mitglied einer Gruppe werden. Er konnte dann seinen beruflichen und damit verbundenen sozialen Aufstieg fortsetzen, der 1933 jedoch einen jähen Bruch erlitt. Er hatte hier zunächst Anerkennung erhalten – er konnte bis zum Regierungsrat aufsteigen – die ihm nun aberkannt wurde: ihm wurde das Recht genommen, seinen Beruf auszuüben. Mit einher ging eine soziale Aberkennung, plötzlich wandten sich Kollegen und Freunde von ihm ab: „Aber ich hatte keine Freunde mehr. Als Regierungsrat im Ministerium, jung, von guter Familie, bekannt in wissenschaftlichen Zeitschriften, wer weiss was da noch draus werden konnte – da hatte ich Freunde. Niemand erinnerte sich des arbeitslosen Judenstaemmlings.“ (S. 77) Um nicht auch der letzten Stufe der Aberkennung, den Verlust der „leiblichen Integrität“ (vgl. Honneth 1990), ausgeliefert zu sein, mußte er emigrieren.

Anerkennung erfuhr er wieder als Professor in den USA – die Ausführungen seines Sohnes Peter belegen dies. Doch erscheint es notwendig, hier zwischen verschiedenen Ebenen der Anerkennung zu unterscheiden. Auf der persönlichen, individuellen (Mikro-) Ebene war der Prozeß der Anerkennung schwierig, da dort die Reinterpretation des biographischen Konstrukts für eine gelungene Identitätsbildung nicht ausreichte. Auf der äußeren sozialen (Meso-) Ebene konnte der Anerkennungsprozeß erfolgreich abgeschlossen werden – auch in der Weitergabe an die nächsten Generationen; hier wurde durch die neue Identität des amerikanischen Staatsbürgers auch die staatsbür-

gerliche und gesellschaftliche Anerkennung gewährleistet, Friedrich Reuß war z.B. in seinem Beruf und dessen Umfeld geachtet. Auf der transgenerational-historisch-gesellschaftlichen (Makro-) Ebene des Anerkennungsprozesses, des assimilierten in die deutsche Gesellschaft integrierten Juden, ist sie dagegen unfreiwillig misslungen durch die gewaltsame Unterbrechung der Nationalsozialisten und den Holocaust und konnte somit – über den Einzelfall hinausgehend und doch individuell auf den Einzelnen einwirkend – nicht fortgesetzt werden und zwar nicht als ein Misslingen, dass auf der jüdischen Seite zu verantworten ist, sondern durch die Aufkündigung der Loyalität des deutschen Staates und seiner Bürger an die jüdischen Staatsbürger (vgl. Boeckenförde 1997). Und dieses durch die Generationen angestrebte, jedoch letztlich gescheiterte Projekt, mit immer mehr Angleichung und Aufgabe der ursprünglichen Verwurzelung – Verstärkung, Verbürgerlichung, Namensangleichung, Konversion – bewirkt die unbewußte „Tragik“ im Leben von Friedrich Reuß, da die Anerkennung auf der Ebene des Generationenprojekts der deutsch-jüdischen Symbiose keine Erfüllung erfahren hat. Die Anerkennung auf dieser Ebene wurde ihm als Angehöriger eines Kollektivs verwehrt und zwar eines Kollektivs, dem er sich primär nicht zugehörig fühlte. Individuell wirkt sich diese nicht gewährte Anerkennung als Folge der kollektiven Aberkennung dann aus, wenn sie zu Identitätsschwierigkeiten führt und dies möglicherweise über Generationen: „... und jetzt fühle ich mich weder noch, ich hab’ keine, ich hab weder Wurzeln in Deutschland und eigentlich auch nicht in Amerika“ (Peter Reuss).

Sylke Bartmann¹

**„Ich war ein Emigrant, geistig, schon seit ein paar Jahren“
(S. 96)**

Mit diesem Nachwort ist die Intention verbunden, die Lebensgeschichte von Friedrich Reuß aus seiner eigenen Perspektive heraus zu verstehen. Damit verknüpft ist die Aufforderung, sich das Leben von Friedrich G. A. Reuß aus seiner Sicht anzuschauen und somit Abstand zu nehmen von Theorien und Analysen, die über das letzte Jahrhundert und über die Menschen, die in dieser Zeit gelebt haben, aussagen. Auf der Grundlage dieses Paradigmas werden im folgenden Deutungen entwickelt, verbunden mit dem Motiv, Friedrich Reuß zu begreifen.

Damit ist ein Vorgehen skizziert, das der Biographieforschung zuzuordnen ist. Diese Forschungsrichtung basiert üblicherweise auf Einzelfallanalysen, eine Aufgabe, die den Rahmen eines Nachwortes sprengen würde. Aus diesem Grund orientiert sich der vorliegende Beitrag an den bisher aufgeworfenen Fragen und Diskussionspunkten. Es sei hier schon angemerkt, daß auf dem oben skizzierten Weg andere Erkenntnisse als bisher dargestellt gewonnen werden konnten. So zeigt die vorliegende Autobiographie von Friedrich Reuß, daß er sich zu keinem Zeitpunkt als Jude definierte. Diese Selbstdefinition beruhte aber nicht auf Verleugnungstendenzen, sondern war Ausdruck einer Identität, die sich an diesem Punkt durch Kontinuität auszeichnete. Friedrich Reuß verfügte über Ressourcen, die es ihm ermöglichten, Fremdzuschreibungen abzulehnen. Welche biographischen Erfahrungen dieser Haltung zugrunde lagen, wird im folgenden aufgezeigt.

Die Eltern von Friedrich Reuß waren knapp zwei Jahre verheiratet, als er als erster (und einziger) Sohn auf die Welt kam. Seine Mutter Hedwig, gerade 21 Jahre alt und damit 11 Jahre jünger als ihr Mann, kam aus einem gutsitu-

1 In diesem Beitrag sind Anregungen und Diskussionspunkte von der Mikrogruppe „Interview“ der Hans-Böckler Stiftung und von Axel Fehlhaber eingegangen. Dafür herzlichen Dank.

ierten Elternhaus. Ihre bis dahin erhaltene Ausbildung zielte vor allem darauf ab, sie auf die Position einer Dame in der höheren Gesellschaft vorzubereiten. Sein Vater Joseph, einziger Sohn seiner Eltern und seit seinem 12. Lebensjahr ohne Vater aufgewachsen, konnte eine juristische Karriere beginnen. Mit der Heirat eröffnete sich für ihn die Möglichkeit, in die höhere Gesellschaft Einzug zu halten.

In dieses Milieu wurde Friedrich Reuß per „Zufall“ hineingeboren. Drei Monate nach der Geburt ließen seine Eltern² ihn evang. luth. taufen, also in einem zeitlichen Rahmen, der den Regeln des Protestantismus entspricht. Dagegen ist auffallend, daß sich die Eltern ein Jahr später, also nicht zeitgleich mit ihrem Sohn, taufen ließen.

Da diese Ereignisse nicht von Friedrich Reuß selbst beschrieben werden konnten, kann an dieser Stelle nicht seine Perspektive eingenommen werden. Dennoch können die genannten „objektiven Daten“ Hinweise auf die Einstellung seiner Eltern und damit auf das familiäre Umfeld von Friedrich Reuß geben.

Die Taufe von Friedrich Reuß zeigt auf, daß seine Eltern über ein klares Bewußtsein verfügten, was es in der damaligen Gesellschaft bedeutete, jüdisch oder christlich zu sein. Sie haben sich in diesem Sinne die gesellschaftlichen Verhältnisse vergegenwärtigt. Da für Juden bestimmte Berufswege verschlossen oder schwer zugänglich waren, stand die Taufe für eine offene Zukunft. Die Eltern wollten ihrem Sohn Friedrich die besten Voraussetzungen zukommen lassen. Ihre eigene Religionszugehörigkeit war für dieses Vorhaben nicht von Relevanz.

Diese Deutung beleuchtet aber nur die Außenperspektive, also wie das Ehepaar Reuß die Welt um sich herum sah. Die objektiven Daten lassen aber außerdem eine Darstellung der Innensicht zu. Der Begriff Innensicht bezieht sich auf Werte, Moral, Lebenseinstellung, Empfindungen, ist also eher als eine Art Lebensphilosophie oder Haltung zum eigenen Leben zu verstehen. Aus dieser Perspektive heraus zeigt das Auseinanderfallen der beiden Tauftermine, daß für das Ehepaar Reuß Religionszugehörigkeit und Herkunft zwei Dinge gewesen sind, die nicht miteinander in Beziehung standen. Die gemeinsame Herkunft, und damit die Familienzugehörigkeit über mehrere

2 Eine genaue Unterscheidung zwischen Hedwig und Joseph Reuß wird in diesem Beitrag nicht vorgenommen. Abgesehen von Situationen, die eindeutig mit einem Elternteil in Verbindung gebracht werden können, wird nicht weiter differenziert.

Generationen hinweg, wurde nicht über Religion definiert. Die Religionszugehörigkeit wurde nicht über die Linie Herkunft bestimmt.

Die dargelegte Haltung gibt darüber hinaus Auskunft über das generelle Verhältnis zu Religionen. Weil Religion und Herkunft nicht miteinander verknüpft waren, war für das Ehepaar Reuß die Religionszugehörigkeit mit einer Entscheidung verbunden. Religion war wählbar.

Damit stellt sich die Frage, warum das Ehepaar Reuß für sich eine neue Religionszugehörigkeit wählte. Auch wenn der genaue Prozeß nicht mehr rekonstruiert werden kann, so verweisen die Begründungszusammenhänge auf eine Zweckgebundenheit. Mögliche „Auslöser“ für die Konversion waren:

- im Bezug auf Karriere

Die Konversion fand einen Monat nach dem Stellenwechsel von Joseph Reuß zum Amtsrichter statt. Die zeitliche Reihenfolge spricht gegen die Taufe im Zusammenhang mit der neuen Stelle. Für eine längerfristig angelegte Karriereplanung kann sie aber sehr wohl von Relevanz gewesen sein.

- im Bezug auf soziale Integration

Die Konversion fand einen Monat nach Umzug in eine andere Stadt statt. Möglich ist, daß im Rahmen dieser Neuorientierung die Taufe ein Mittel zur sozialen Integration gewesen ist. Ebenfalls können „Alltagsfragen“ eine Rolle gespielt haben. Als Familie mit Kind stellen sich Ereignisse, wie die Feierlichkeiten an Weihnachten und Ostern, anders dar.

Beide Begründungszusammenhänge weisen wiederum auf eine Außenorientierung hin, Religionszugehörigkeit diene als ein „Fortbewegungsmittel“, das Möglichkeiten eröffnete. Da der aufgezeigte Entscheidungsprozeß aber im Konjunktiv dargestellt werden mußte, wird im folgenden noch eine weitere Betrachtung angeführt. Gegensatz zu einer Zweckgebundenheit ist die Konversion aus Überzeugung oder aus Glauben. Hinweise auf diese Art von Motivation sind bei den Eltern von Friedrich Reuß aber nicht zu finden. Darüber hinaus gibt es keinen Anhaltspunkt, daß mit der Taufe von Friedrich Reuß eine spezifisch religiöse Erziehung intendiert gewesen ist. So wurde Friedrich Reuß beim St. Anna Gymnasium angemeldet, einem humanistischen Gymnasium, das konfessionsungebunden war. In diesem Sinn, und aus der Perspektive der Innensicht, waren für das Ehepaar Reuß Religionen inhaltlich indifferent, eine Auffassung, die nahtlos an die Wahlmöglichkeit von Religionen anschließt.

Friedrich G. A. Reuß wurde demnach in eine Familie hineingeboren, die

- soziale Integration und gesellschaftliche Stellung als wichtig empfand;
- karriereorientiert war;
- Religionen inhaltlich indifferent auffaßte;
- Religionszugehörigkeit nicht mit Herkunft und dementsprechend nicht mit Familienwurzeln und Traditionen verband;
- sich ihre Religionszugehörigkeit gewählt und als Mittel genutzt hat.

Damit sind gleichzeitig Werte benannt, mit denen Friedrich Reuß aufwuchs und die mit der These über eine Verleugnung seines „Jüdischseins“ nicht zu vereinbaren sind. Ohne eine Verbindung zum Judentum gab es keinen Grund, warum sich Friedrich Reuß als Jude bezeichnen sollte. Religion, die gewählt werden konnte, bot keinen Ansatzpunkt für eine Verdrängung.

Im September 1938 konvertierte Friedrich Reuß zum Katholizismus und dieser Vorgang weist erstaunliche Parallelen zu der Handlungsweise seiner Eltern auf. Zunächst die objektiven Daten. Friedrich Reuß heiratete am 5.12.1933 Katharina Bubel, eine Frau mit katholischer Religionszugehörigkeit. Eine Heirat zwischen Personen mit katholischer und evangelischer Religion war laut der Schwägerin für die Familie Bubel nicht ungewöhnlich. Wie schon ausführlich dargelegt, ging die Einstellung der Eltern von Friedrich Reuß mit dieser Auffassung konform.

Am 20. März 1938 wurde der Sohn von Friedrich und Katharina Reuß, Peter Joseph geboren, der am 1. April 1938 katholisch getauft wurde. Friedrich Reuß konvertierte im September 1938, also fünf Tage vor seiner Emigration, zum Katholizismus.³ Ebenso wie seine Eltern bestimmte Friedrich Reuß seine Religionszugehörigkeit selbst. Die Gründe für seine Wahl zeigen sich in der Außenperspektive. Friedrich Reuß schaffte mit seiner Konversion „klare Verhältnisse“, da er in eine ungewisse Zukunft ging und seine Familie zunächst zurück lassen mußte. In seiner zweiten Biographie (geschrieben Anfang der 70er Jahre) erwähnte er, daß ihm vor seiner Ausreise eine Unterstützung einer katholischen Wohlfahrtsorganisation, ansässig in den USA, in Aussicht gestellt wurde. Daß er sich noch im Jahre 1938 an einer Katholi-

3 Der Termin der Konversion von Friedrich Reuß konnte nicht ganz eindeutig geklärt werden. Zwar liegt eine Taufbestätigung mit dem oben genannten Datum vor, die Schwägerin erinnerte sich aber an einen früheren Termin. Der Charakter der folgenden Deutung wird aber nicht grundsätzlich durch ein früheres Taufdatum in Frage gestellt.

schen Universität in Washington D.C immatrikulierte, verstärkt diese Annahme. Dementsprechend finden sich die Aspekte, die Karriere sowie die soziale Integration mit Hilfe einer Religionszugehörigkeit zu fördern, wieder.

In dieser Situation handelte Friedrich Reuß als Erwachsener, der mehr als fünf Jahre im nationalsozialistischen Deutschland gelebt hatte. Hier zeigt sich eine eindeutige Kontinuität, die stark an den Werten seines Elternhauses orientiert war. Trotz seiner Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus konnte er auf bewährte Ressourcen zurückgreifen.

Doch zurück zu der Kinder- und Jugendzeit von Friedrich Reuß. In den bisherigen Ausführungen stand die Thematik Religion im Mittelpunkt. Diese Einengung war beabsichtigt, dementsprechend kurz werden noch zwei weitere Aspekte, die ebenfalls eine Relevanz für die Lebenswelt von Friedrich Reuß besaßen, vorgestellt.

Das skizzierte Verhältnis der Eltern zur Religion verweist auf eine liberale Haltung. Liberal aus dem Grunde, weil mit der Wahl einer Religion, persönliche Freiheit zum Ausdruck gebracht wurde. Diese persönliche Freiheit galt sowohl für die eigene Person als auch für andere. Mit diesem Gedanken eng verknüpft ist die dargestellte Trennung der Innen- und Außenperspektive. Diese Trennung wird hier nicht nur als analytisches Hilfsmittel zum besseren Verständnis der Familie Reuß genutzt, sondern die Trennung entspricht der damaligen Lebensphilosophie der Familie. Die dargelegte Zweiteilung konnte aber nur funktionieren, weil ein grundsätzlicher Konsens im Bezug auf die gesellschaftlichen Werte und Normen vorhanden gewesen ist. Der persönlichen Freiheit wurde durch gesellschaftliche Konventionen Grenzen gesetzt. Solche Konventionen gaben Orientierungen, ohne daß diese äußere Anpassung automatisch eine Verinnerlichung bedeuten mußte. Somit besaß die Bildung einer Meinung einen eigenständigen Wert. Beispielsweise wurde Joseph Reuß, obwohl Staatsdiener, mit Beginn des ersten Weltkrieges kein jubelnder Patriot (siehe S. 128). In diesem Sinne wuchs Friedrich Reuß in einem liberalen Elternhaus auf.

Friedrich Reuß verbrachte seine Kindheit und Jugend in Augsburg. Die Familie ging an Sonn- und Feiertagen zur Kirche, Friedrich besuchte ein humanistisches Gymnasium und wurde Ostern 1917 konfirmiert, ein Fest, das trotz Lebensmittelknappheit gefeiert wurde. Friedrich Reuß meisterte erfolgreich die in ihn gesetzten Erwartungen. Er bestand sein Abitur und begann mit seinem Studium. Anschließend wollte er in das Korps „Makaria“ eintreten. In diesem Zusammenhang erfuhr er von seinem Vater, daß ein

Großvater „von Geburt Jude gewesen sei“ und „sich bei seiner Eheschließung habe taufen lassen.“ (S. 42)

Aus Sicht des Vaters war diese Situation von einer Außenperspektive geprägt, denn durch die Erwähnung der „Drohbriefe“ (S.#) werden die verringerten Optionen des Vaters aufgezeigt. In der Ahnung einer Gefahr und um den Sohn Friedrich vor einem Schaden zu bewahren, kam es zu der Gesprächssituation. Schon bei der Taufe von Friedrich Reuß konnte ein klares Bewußtsein der Eltern über die gesellschaftlichen Verhältnisse konstatiert werden, das auch in der erwähnten Situation zum Tragen kam. Die Frage, warum Joseph Reuß gerade den Vater seiner Ehefrau erwähnte und z.B. nicht sich selbst, kann mit dem vorliegendem Material nicht beantwortet werden.

Doch was sagt die Autobiographie von Friedrich Reuß über seine eigene Haltung aus? Auf dem ersten Blick ist sie nicht eindeutig zu benennen. Der Grund für die Uneindeutigkeit ist, daß der Text den Prozeß der Verarbeitung widerspiegelt. In der Gesprächssituation war die erhaltene Nachricht für Friedrich Reuß eine Schreckliche und er brauchte einige Tage, um sich eine Einstellung zu erarbeiten. So war er „perplex“ und „vor dem Kopf geschlagen“ (S. 42), doch gibt es in der weiteren Entwicklung keinerlei Anzeichen dafür, daß sich seine Selbstdefinition, bezogen auf die eigene Person wie auf die Familie, änderte.

Dieser Prozeß und seine eigene Position zeigen sich dann in der Auseinandersetzung mit und der Abarbeitung an der „Logik“ der Außenwelt. Wäre sein Großvater ein „Raubmoerder“ (S. 43) gewesen, gäbe es keine Probleme. Mit dieser Aussage wird Absurdität aufgezeigt und mit dem Mittel der Ironie Distanz erreicht. Damit bringt Friedrich Reuß zum Ausdruck, daß die in bestimmten Gesellschaftskreisen vorhandene „Logik“ nicht seine gewesen ist, sie wurde von ihm nicht übernommen. Darüber hinaus zeigt sich in dem schon fast spielerischen Umgang mit der Zuschreibung jüdisch („juedisch rabulistisch“ (ebd.)), daß diese Kategorisierung als relativ angesehen wurde.

Für die Ausgangssituation zusammenfassend kann gesagt werden:

- daß sich Friedrich Reuß, aus seiner Außenperspektive, an die gesellschaftlichen Verhältnissen anpaßte, indem er der Vereinigung „Makaria“ nicht beitrug, obwohl ihm das angeboten wurde. Damit hielt er sich an die vorgegebenen Konventionen dieser Vereinigung;

- daß Friedrich Reuß nur dahin gehören wollte, wo er auch sein durfte/erwünscht war. Er war nicht bereit, sich für den Eintritt zu „verbiegen“:
- Innerlich grenzte er sich von der „Logik“ ab. Die Haltung zu sich selbst und zu seiner Familie erfuhr keine Veränderung. Im Kern wurde die Außenzuschreibung innerlich nicht angenommen. Die Religionszugehörigkeit des Großvaters war für die Selbstdefinition nicht von Relevanz.

Die Besonderheit der vorliegenden Autobiographie ist, daß beim Schreiben ein Eintauchen in die damalige Situation geschah und damit beim Lesen der Prozeßcharakter nachvollzogen werden kann. Deutlich wird, daß dieser Prozeß für Friedrich Reuß, gelinde gesagt, problematisch gewesen ist. Seine Beschreibung des Kennenlernens des Studentenlebens ist sehr lebendig, die Welt stand ihm offen und seine Erzählung klingt fast unschuldig. Damit liegt der Begriff, der für die Ereignisse, ausgelöst durch das Gespräch mit dem Vater, gewählt werden kann, fast auf der Hand, er erfuhr eine Aufklärung.

Positiv formuliert bekam Friedrich Reuß die Möglichkeit, sich eine Haltung zu erarbeiten, über die er vorher nicht verfügte. In dieser Entwicklung konnte er einer Außendefinition widerstehen.

Auf Grund der skizzierten Haltung kam es ebenfalls nicht zu einem biographischen Bruch. Er trat in die Landsmannschaft seines Vaters ein und konnte damit an Traditionen anknüpfen. Die Intention des Vaters, seinen Sohn vor einem Schaden zu bewahren, hatte sich somit in doppelter Hinsicht erfüllt.

Der dargestellte Verarbeitungsprozeß widerlegt eindeutig die These einer Verleugnung seines „Jüdischseins“. Friedrich Reuß ist hier als eine Person zu erkennen, die sich eine innere Autonomie erarbeitete, mit der er Außenzuschreibungen ablehnen konnte. Anstatt Verdrängung ist Gradlinigkeit zu identifizieren. Spätestens ab diesem Zeitpunkt verfügte Friedrich Reuß über eine Haltung, die als Grundlage für seine Ablehnung der nationalsozialistischen Ideologie von Wichtigkeit war.

Friedrich Reuß erfüllte weiterhin die in ihn gesetzten Erwartungen, beendete erfolgreich sein Studium und begann eine vielversprechende Karriere, die durch den Nationalsozialismus ein jähes Ende fand. Wie diese Aberkennungsprozesse von statten gegangen sind, ist in seiner Autobiographie ausführlich dargelegt. Im folgenden wird ausschließlich an die bis jetzt entwickelten Gedankenstränge angeknüpft.

Das an den gesellschaftlichen Verhältnissen orientierte Handeln von Friedrich Reuß ist zunächst wiederzufinden. So zog er zum Beispiel bei seiner jüdischen Vermieterin aus und hielt sich damit an das von ihm Verlangte. Die äußere Anpassung war hier der Motor für seine Aktivität und nicht seine innere Einstellung. Dieses Handeln mußte im weiteren Verlauf des Nationalsozialismus aber scheitern, da er sich an die Option „Arier“ nicht anpassen konnte. So verweist das Ausfüllen des Fragebogens im Rahmen der „Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ (S. 78) auf widersprüchliche Tendenzen. Einerseits ist der Versuch zu erkennen, den Anforderungen des Fragebogens nachzukommen, mit dem Ziel, weiterhin in seinem Beruf bleiben zu können. („Niemals politisch taetig gewesen“, S. 79). Der fehlende Spannungsbogen in dieser Textstelle belegt aber, daß Friedrich Reuß selbst an eine Rettung nicht mehr glaubte, ihm war das Scheitern seiner Außenperspektive bewußt. Gleichzeitig bezeichnete er den Fragebogen als „ein Dokument uebelsten Schnueffeltums“ (S. 78), womit er sich von dem Denken und Handeln der Nationalsozialisten distanzierte (Innensicht).

Darüber hinaus belegt die autobiographische Erzählung von Friedrich Reuß, daß die Diskrepanz zwischen seiner inneren Einstellung und dem Versuch der äußeren Anpassung immer größer wurde und er in enorme Schwierigkeiten geriet. Aussagen wie, „Ich schaemte mich dabei zu Tode“ (S. 71) verdeutlichen dieses Dilemma.

Aber wie sah die innere Einstellung von Friedrich Reuß aus? Er nennt Beispiele, in denen Personen beschrieben werden, die der „zielbewußten Propaganda“ (ebd.) unterlagen. Er selbst gehörte aber nicht dazu. In Anknüpfung an seiner bisherigen Biographie und den damit verbundenen Erfahrungen soll nun der Frage nachgegangen werden, wie seine Innensicht zu charakterisieren ist.

Ein Hauptpunkt der nationalsozialistischen Politik ist das Rassenkonstrukt gewesen. Die Nationalsozialisten definierten eine nicht homogene Bevölkerungsgruppe als Rasse. Aufgrund seiner Sozialisation und seiner biographischen Erfahrungen war für Friedrich Reuß diese Definition völlig absurd. Er verfügte über eine Einstellung, in der Religion und Herkunft zwei verschiedene Dinge waren, in der sich Menschen ihre Religion auswählen konnten. Diese Auffassung stand der nationalsozialistischen Ideologie diametral entgegen.

Mit Sicherheit spielten noch weitere Aspekte für seine konsequente Nichtübernahme des Rassenkonstrukts eine Rolle, die kurz benannt sein sollen.

Der Einfluß des liberalen Elternhauses, die internationalen Kontakte, die ihm einen Einblick in andere Kulturen ermöglichten, und seine Auffassung von dem juristischen Recht. Eine Rechtsprechung, die Recht mit Parteimitgliedschaft oder Unrecht mit Rasse verband, mußte für ihn, wie auch für seinen Vater, untragbar sein.

Äußerungen wie, „mit neu erwachtem oppositionellem Rassenbewußtsein“ (ebd.) und „Ich war ein Emigrant, geistig, schon seit ein paar Jahren“ (S. 96) geben Einblick in die dargelegte Innensicht von Friedrich Reuß. Ebenso wie eine gewählte Religion keinen Ansatzpunkt für eine Verdrängung beinhaltete, wurde das nationalsozialistische Rassenkonstrukt und die darin enthaltenen Zuschreibungen von Friedrich Reuß nicht verdrängt, sondern abgelehnt.

Im Vergleich mit anderen Manuskripten, die im Rahmen des erwähnten Preisausschreibens eingingen, fällt auf, daß die Erzählung von Friedrich Reuß über sein Leben im Nationalsozialismus keinen Moment der ‚Entlarvung‘ enthält. Damit ist gemeint, daß die Zuschreibungen der Nazis wie ‚100% Jude‘, ‚Halbjude‘ oder ‚Vierteljude‘ in anderen Autobiographien im Rahmen einer Enthüllungssituation dargestellt und diese Zuschreibungen, zum Teil schrittweise, übernommen wurden. Um Mißverständnissen vorzubeugen soll gesagt sein, daß hier keine Wertung vorgenommen wird. Die Darlegungen in den anderen Manuskripten können, ähnlich wie in diesem Nachwort vorgestellt, aus der Perspektive der betreffenden Person hergeleitet und nachvollzogen werden. Im Vergleich zeigt sich aber, daß die Tragik der anderen Biographien u.a. darin liegt, daß es anscheinend ‚etwas‘ zu entdecken gab, was subjektiv bis zu diesem Zeitpunkt nicht vorhanden gewesen ist. Nicht so bei Friedrich Reuß. In diesem Sinn drückt sich in der Lebensgeschichte von Friedrich Reuß Widerstand aus, er widerstand dem Rassenkonstrukt der Nationalsozialisten.

Die Ressourcen für seine Haltung, auf die er zurückgreifen konnte, entwickelten sich in seinen skizzierten biographischen Erfahrungen vor 1933.

Friedrich Reuß hat sich somit zu keinem Zeitpunkt als jüdisch angesehen und empfunden, was sich an folgender Textstelle ein weiteres Mal aufzeigen läßt. „Sind Sie Jude?“ „Nein.“ „Warum wandern Sie aus?“ „Nichtarische Abstammung.“ (S. 95) Die Wiedergabe des Ausdrucks „Nichtarische Abstammung“ beinhaltete nicht, wie aufgezeigt, eine Übernahme in die Innensicht. Anders ausgedrückt, es gab keine Existenz im Nationalsozialismus ohne die Einordnung in eine Kategorie. Gleichzeitig gibt diese Textstelle die

Gratwanderung wieder, mit der Friedrich Reuß im Nationalsozialismus gelebt hat: Der Versuch zu überleben, ohne die innere Autonomie zu verlieren. Die Deutung der vorliegenden Autobiographie ist mit der Erkenntnis verbunden, daß ihm dieses Vorhaben gelang.

Abschließend sei gesagt, daß die dargestellten Aspekte ebenfalls Ansatzpunkte für spätere Verarbeitungs- oder auch Bewältigungsstrategien beinhalten. Damit ist die Frage aufgeworfen, welche Auswirkungen die Erlebnisse auf die weitere Biographie von Friedrich Reuß ausübten. Die zweite Autobiographie von Friedrich Reuß enthält Hinweise auf die von ihm geleistete biographische Arbeit, die ihm ein Zurückblicken auf sein Leben erlaubte. Indem er sich innerlich „treu“ geblieben war, existierte für ihn die Möglichkeit, sich Kontinuität zu erarbeiten. Sein Aufrechterhalten der inneren Autonomie während der NS-Zeit erklärt, warum er spätere Zuschreibungen, die ihn als Opfer des Nationalsozialismus titulierten, zurückwies.

Personenregister

Arco auf Valley, Anton Graf von, geb. 5.2.1897 in St. Martin/Österreich, gest. 29.6.1945 in Salzburg. Im 1. Weltkrieg war Arco auf Valley Leutnant, studierte danach an der Universität München Jura. Er wurde nach dem Mord an Eisner, am 16.1.1920, zum Tode verurteilt, vom Ministerrat zu lebenslanger Festungshaft begnadigt und am 24.4.1924 aus der Haft entlassen. Ab 1925 war er Prokurist bei der Deutschen Luft Hansa. Er kam bei einem Verkehrsunfall in Salzburg ums Leben.

Auer, Erhard, geb. 22.12.1874 in Dommelstadt/Passau, gest. 20.03.1945 in Giengen/Binz. Er war von 1907-1933 für die (M)SPD im bayrischen Landtag, von 1918-1920 Staatsminister des Inneren, 1919-1920 Mitglied des Reichstag. Auer wurde nach dem Attentat auf Eisner von einem kommunistischen Mitglied des Revolutionären Arbeiterrates angeschossen und schwer verletzt, er trat als Minister zurück. Bis 1933 blieb er im Vorstand der bayrischen SPD.

Briand, Aristide, geb. 28.3.1862 in Nantes, gest. 7.3.1932 in Paris. Er war von 1925-1932 französischer Außenminister und arbeitete zusammen mit dem deutschen Außenminister Stresemann an der deutsch-französischen Verständigung. Er war an dem Vertrag von Locarno beteiligt und Initiator des Kellogg-Pakts. Zusammen mit Stresemann erhielt er 1926 den Friedensnobelpreis.

Brüning, Heinrich, geb. 26.11.1885 in Münster, gest. 30.3.1970 in Norwich, Vermont (USA). Nach dem Studium der Philologie und Volkswirtschaft und der Promotion, begann er nach der Teilnahme am Ersten Weltkrieg 1919 seine politische Laufbahn. Er war Zentrumsolitiker und seit 1924 im Reichstag, ab 1929 Fraktionsvorsitzender. Von Reichspräsident Hindenburg wurde er als Reichskanzler eingesetzt und regierte vom 30.3.1930 bis 31.5.1932 mit Hilfe des Notverordnungsrechts des Reichspräsidenten. Brüning wurde 1932 von Hindenburg entlassen, emigrierte 1934 in die USA und war ab 1935 Professor an der Harvard Universität.

Clemenceau, George Benjamin, geb. 28.9.1841 in Mouilleron-en-Pareds, Dep. Vendée, gest. 24.11.1929 in Paris. Er war seit 1871 in der Nationalversammlung und seit 1876 Führer der Linken. Von 1906-1909 und 1917-1920 war er Ministerpräsident. Er galt als kompromißloser Gegner Deutschlands und spielte eine entscheidende Rolle beim Versailler Vertrag.

Dandl, Otto von, geb. 11.05.1868 in Straubing, gest. 20.05.1942. Er war unter Ludwig III. 1917 bayerischer Ministerpräsident, Außenminister und Staatsminister des bayerischen Königshauses. 1919 wurde er Präsident des Landesfinanzamts in Würzburg, 1929-1933 hatte er dieses Amt in München inne.

Dorpmüller, Julius Heinrich, geb. 25.07.1869 in Elberfeld, gest. 5.7.1945 in Malente-Gremsmühlen. Nach dem Studium an der Technischen Hochschule Aachen war er zunächst im preußischen Eisenbahndienst und von 1907-1917 bei der kaiserlichen chinesischen Staatsbahn. Am Ende des 1. Weltkrieges kehrte er nach Deutschland zurück, nahm seine Tätigkeit bei der Bahn wieder auf und wurde 1926 Generaldirektor der Reichsbahn. Unter Hitler wurde er Beiratsvorsitzender des „Unternehmens Reichsautobahn“, von 1937-1945 war er Reichsverkehrsminister.

Duesterberg, Theodor, geb. 19.10.1875 in Darmstadt, gest. 4.11.1950 in Hameln. Er war Offizier und im preußischen Kriegsministerium tätig, nahm seinen Abschied vom Militär aus Protest gegen den Abschluß des Versailler Vertrages. Er arbeitete danach zunächst als Geschäftsführer der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) in Halle und dann für den Stahlhelm. Von 1924-1933 war er zusammen mit Franz Seldte Vorsitzender des Stahlhelm. 1932 kandidierte er für die DNVP gegen Hindenburg und Hitler für das Amt des Reichspräsidenten. Duesterberg mußte sich zurückziehen, da er sich gegen die Gleichschaltung des Stahlhelm stellte. Nach dem Röhm-Putsch 1934 wurde er kurzzeitig in Dachau inhaftiert. Er hatte später Verbindungen zum Goerdeler-Kreis.

Eckener, Hugo, geb. 10.8.1868 in Flensburg, gest. 14.8.1954 in Friedrichshafen. Nach seinem Studium der Philosophie und der Nationalökonomie und anschließender Promotion, betätigte er sich zunächst als Schriftsteller. Über seine Berichte, die sich mit Luftfahrt beschäftigten, lernte er Graf Zeppelin kennen. Er wurde dann bekannt als Luftfahrtpionier, der 1908 in den Luftschiffbau bei Zeppelin eintrat und mit

einem Luftschiff 1924 als erster den Atlantik überquerte, 1929 um die Welt und 1931 zum Nordpol flog. Er richtete 1936 fahrplanmäßige Fahrten nach Nordamerika ein, die bis zur Katastrophe in Lakehurst (1937) durchgeführt wurden.

Ehrhardt, Hermann, geb. 29.11.1881 in Diersburg/Baden, gest. 27.9.1971 in Brunn am Wald/Niederösterreich. 1899 trat er in die kaiserliche Marine ein und stieg 1917 zum Korvettenkapitän auf. Er gründete 1919 die Brigade Ehrhardt, ein Freikorps, das von 1919-1921 gegen linksradikale Aufstandsversuche eingesetzt wurde. Die Brigade Ehrhardt war maßgeblich am Berliner Kapp-Putsch vom 13.3.1920 beteiligt. Nachdem dieser fehlgeschlagen war, wurde Ehrhardt verhaftet, floh nach München, um dort die „Organisation Consul“ zu gründen, deren Mitglieder mehrere Attentate auf demokratische Politiker verübten, u.a. die Morde an Rathenau und Erzberger. 1933 unterstellte er seine Brigade der SS, floh jedoch nach dem Röhms-Putsch nach Österreich.

Eisner, Kurt, eigentlich Kurt Kosmanowski, geb. 14.5.1867 in Berlin, gest. 21.2.1919 in München (ermordet). Nach einem aus finanziellen Gründen abgebrochenen Studium, war er als Redakteur bei verschiedenen Zeitungen tätig, bevor er von 1899-1905 Redakteur des sozialdemokratischen „Vorwärts“ in Berlin wurde. Ab 1907 war er Chefredakteur der „Fränkischen Tagespost“, seit 1911 lebte er in München. Er übernahm 1917 den Vorsitz der Unabhängigen Sozialdemokraten (USPD) in München, die sich während des Krieges von der SPD abgespalten hatte. Am 8. November 1918 wurde er von den Arbeiter- und Soldatenräten zum bayerischen Ministerpräsidenten gewählt. Bevor er nach der Niederlage der USPD bei den Landtagswahlen am 12.1.1919 seinen Rücktritt bekanntgeben konnte, wurde er auf dem Weg in den Landtag von Graf Arco-Valley erschossen.

Eltz-Rübenach, Paul Freiherr von, geb. 9.2.1875 in Wahn/Rheinland, gest. 25.8.1943 in Linz. Er war nach seinem Studium bei der Eisenbahndirektion Münster und ab 1906 beim Eisenbahnzentralamt in Berlin tätig. Von 1911-1914 hatte er eine Stelle als technischer Sachverständiger beim deutschen Generalkonsulat in New York. Während des Krieges war er für das Eisenbahnwesen in verschiedene Auslandsaufträge eingebunden, bevor er 1917 als Hauptmann zum Chef des Feldeisenbahnwesens im großen Hauptquartier berufen wurde. Ab 1919 war er in verschiedenen Ministerien u. a. im Reichsverkehrsministerium tätig,

1924 wurde er Präsident der Eisenbahndirektion in Karlsruhe. Von 1932-1937 war er Reichspost- und Reichsverkehrsminister. Der streng katholische Eltz-Rübenach, der nicht der Partei angehörte, trat nach Auseinandersetzungen mit Hitler wegen der Verstöße gegen das Konkordat zurück.

Emminger, Erich, geb. 1880, gest. 1951. Er wurde 1910 Amtsrichter und war von 1913-1918 Mitglied des Reichstags für das Zentrum und von 1920-1933 Mitglied des Reichstags für die Bayerische Volkspartei (BVP). Von 1923-1925 übte er das Amt des Reichsjustizministers aus und führte die Justizreform mit durch. 1933 wurde er Richter am Oberlandesgericht München, von 1946-1949 war er dort in der Position des Senatspräsidenten.

Epp, Franz Ritter von, geb. 16.10.1868 in München, gest. 31.12.1946 in München. Epp trat 1887 als Berufssoldat in das Militär ein und war im 1. Weltkrieg Kommandeur des Königlich-Bayerischen Leib-Regiments. Nach der Revolution gründete er das Freikorps „Epp“, das maßgeblich an der Zerschlagung der Münchner Räterepublik beteiligt war. Epp, der zunächst Mitglied der Bayerischen Volkspartei war, trat 1928 in die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP) ein und wurde Abgeordneter im Reichstag. Am 9.3.1933 wurde er zum Reichskommissar, am 10.4.1933 zum Reichsstatthalter in Bayern ernannt. Nach dem Krieg wurde er von den Amerikanern interniert.

Eulenburg, Philipp Fürst zu, ab 1900 zu Eulenburg und Hertefeld, geb. 12.2.1847 in Königsberg, gest. 17.9.1921 in Liebenberg/Kreis Tempelin. Der Diplomat war von 1888-1890 Gesandter in Oldenburg; von 1894-1902 Botschafter in Wien. Er war ein Freund und Vertrauter König Wilhelms II., wurde von diesem jedoch wegen Presseangriffe und gegen ihn angestrebte Prozesse fallengelassen. Er war zu seiner Zeit ein bekannter Komponist, dessen „Rosenlieder“ bis 1914 in einer Auflage von 50000 erschienen.

Feder, Gottfried, geb. 27.1.1883 in Würzburg, gest. 24.9.1941 in Murnau/Oberbayern. Nach einem Bauingenieurstudium wurde er zunächst in München Mitinhaber einer Baufirma, nach dem Ersten Weltkrieg wandte er sich Wirtschaftsfragen zu und wurde Publizist. Er gehörte schon früh zu den wichtigen Programmatikern der NSDAP. Er war ein Vertreter der Lehre von der „Brechung der Zinsknechtschaft“, unterschied zwischen „schaffendem und raffendem Kapital“. 1923 war er

am Hitler-Putsch beteiligt. Als Abgeordneter der „Großdeutschen Freiheitsbewegung“ wurde er 1924 Mitglied des Reichstags, 1925 war er dort als einer der drei Abgeordneten der NSDAP vertreten. 1931 wurde er Vorsitzende des Reichswirtschaftsrats und 1933 Staatssekretär im Reichswirtschaftsministerium. Ab 1934 verlor er seinen politischen Einfluß und wurde auf eine Professorenstelle an der Technischen Hochschule in Berlin abgeschoben.

Frick, Wilhelm, geb. 12.3.1877 in Alsenz/Pfalz, gest. 16.10.1946 in Nürnberg. Er studierte Rechtswissenschaften, promovierte und schlug dann die Beamtenlaufbahn ein. Von 1904-1924 war er als Beamter im Münchener Polizeipräsidium tätig, ab 1919 leitete er die Abteilung politische Polizei. Nach der Teilnahme am Hitlerputsch wurde er 1924 verurteilt, noch im gleichen Jahr dann in den Reichstag gewählt. Dort war er bis 1945 Abgeordneter, ab 1928 Fraktionsführer der NSDAP. 1931 wurde er thüringischer Innen- und Volksbildungsminister und von 1933-1943 hatte er das Amt des Reichsinnenministers inne. Von 1943-1945 war er Reichsprotektor von Böhmen und Mähren. Er wurde 1946 vom Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg verurteilt und hingerichtet.

Goebbels, Joseph, geb. 29.10.1897 in Rheydt, gest. 1.5.1945 in Berlin. Nach dem Studium der Germanistik und der Promotion 1922 versuchte er sich erfolglos in der Schriftstellerei. Er trat 1924 in die NSDAP, war ab 1926 Gauleiter in Berlin, ab 1928 Mitglied des Reichstags für die NSDAP, 1929-1945 Reichspropagandaleiter der NSDAP und von 1933-1945 Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda. In dieser Funktion beherrschte er die öffentliche Meinung und trug zum „Führerkult“ bei. Kurz vor Kriegsende ließ er seine Kinder vergiften und beging mit seiner Frau Selbstmord.

Göring, Hermann, geb. 12.1.1893 in Rosenheim, gest. 15.10.1946 in Nürnberg. Er schlug eine militärische Laufbahn ein und war im Ersten Weltkrieg ein erfolgreicher Jagdflieger. 1922 trat er in die NSDAP ein und wurde Führer der SA. Beim Hitlerputsch wurde er schwer verwundet, floh ins Ausland und kehrte 1927 nach Deutschland zurück. 1928 wurde er Mitglied und 1932 Präsident des Reichstags. Unter Hitler wurde er 1933 preußischer Ministerpräsident, Innenminister und Reichsluftfahrtminister. 1935 stieg er zum Oberbefehlshaber der Luftwaffe auf, seit 1936 war er Beauftragter für den Vierjahresplan und

Organisator der „Arisierung“. 1938 wurde er zum Generalfeldmarschall, 1940 zum Reichsmarschall ernannt. Nach dem Todesurteil im Nürnberger Kriegsverbrecherprozeß beging er Selbstmord.

Gürtner, Franz, geb. 26.8.1881 in Regensburg, gest. 29.1.1941 in Berlin. Nach dem Studium der Rechtswissenschaften trat er in den bayerischen Staatsdienst ein und war von 1903-1914 und dann wieder ab 1920 im bayerischen Justizministerium tätig. 1922 wurde er bayerischer Justizminister, 1932 unter von Papen Reichsjustizminister, dieses Amt hatte er bis zu seinem Tod inne. Er versuchte während seiner Amtszeit, eine gewisse Rechtsstaatlichkeit aufrechtzuerhalten, doch sein Einfluß wurde immer geringer.

Harms, Bernhard, geb. 30.3.1876 in Detern/Ostfriesland, gest. 21.9.1939 in Berlin. Er war Nationalökonom und Professor in Jena, Hohenheim und Kiel. Dort gründete er 1911 das Institut für Seeverkehr und Weltwirtschaft, welches er von 1914-1933 leitete. Danach war er Professor in Berlin.

Heß, Rudolf, geb. 26.4.1894 in Alexandria/Ägypten, gest. 17.8.1987 in Berlin. Er brach 1914 eine Kaufmannslehre ab und meldete sich freiwillig zum Kriegsdienst. 1919 schloß er sich dem Freikorps Epp an, 1920 trat er in die NSDAP ein, wurde 1923, nach seiner Teilnahme am Hitler-Putsch, Hitlers Sekretär und 1933 sein Parteistellvertreter, ohne daß er großen Einfluß gewinnen konnte. 1941 versuchte er im Alleingang mit Großbritannien Frieden zu schließen, worauf hin Hitler ihn für verrückt erklären ließ. Er wurde im Nürnberger Kriegsverbrecherprozeß zu lebenslanger Haft verurteilt. Im Gefängnis Spandau beging er 1987 Selbstmord.

Himmler, Heinrich, geb. 7.10.1900 in München, gest. 23.5.1945 in Lüneburg. Der studierte Landwirt war Anfang der 20er Jahre als Verkäufer in einer Düngemittelfirma tätig. Er nahm 1923 am Hitler-Putsch teil, war von 1926-1930 stellvertretender Propagandachef der NSDAP und wurde 1929 Reichsführer der SS. Ab 1936 war er Chef der Deutschen Polizei und verfügte damit über einen riesigen Machtapparat, mit dem er u.a. über die Gestapo und die KZ's verfügte und zum Cheforganisator der „Endlösung“ wurde. 1939 wurde er zum Reichskommissar für die Festigung des deutschen Volkstums und 1943 zum Innenminister ernannt. Nach Kriegsende versuchte er unterzutauchen, kam jedoch in britische Gefangenschaft und beging Selbstmord.

Hindenburg, Paul von Beneckendorff und von, geb. 2.10.1847 in Posen, gest. 2.8.1934 in Neudeck. Nach erfolgreicher Offizierslaufbahn 1911 bereits verabschiedet, wurde er im Herbst 1914 reaktiviert und schlug die nach Ostpreußen eingedrungenen russischen Truppen bei Tannenberg und an den Masurischen Seen. Nach weiteren Abwehrerfolgen an der Ostfront, wurde er 1916 Chef der Obersten Heeresleitung. In der Folge bestimmte er, zusammen mit seinem Generalstabschef Ludendorff, weitgehend die Kriegführung. 1919 legte er den Oberbefehl nieder. 1925 und 1932 wurde er als Kandidat der Rechten zum Reichspräsidenten gewählt. Nach der Einrichtung der Präsidialkabinette ab 1930, ernannte er 1933 Adolf Hitler zum Reichskanzler.

Hoffmann, Johannes, geb. 3.7.1867 in Ilbesheim bei Landau (Pfalz), gest. 15.12.1930 in Berlin. Von 1887-1908 war er als Lehrer in Kaiserslautern tätig. 1908 wurde er für die SPD in den bayerischen Landtag gewählt, seit 1912 war er Mitglied des Reichstags. Am 8.11.1918 übernahm er das Amt des Kultusministers in der Eisner-Regierung. Nach der Ermordung Eisners wurde er am 17.3.1919 zum Ministerpräsidenten gewählt. Im Zusammenhang mit dem Kapp-Putsch legte er am 14.3.1920 alle Ämter freiwillig nieder, mit ihm verließ auch die SPD die Regierung und blieb die nächsten Jahre in der Opposition. Im August 1920 gab Hoffmann sein Landtagsmandat zurück und war bis 1923 wieder als Lehrer in Kaiserslautern tätig.

Hugenberg, Alfred, geb. 19.6.1865 in Hannover, gest. 12.3.1951 in Kükenbruch/Rinteln. Nach einem Studium der Rechtswissenschaften und der Volkswirtschaft, war er mit Unterbrechungen bis 1907 im preußischen Staatsdienst tätig. Schon früh als Nationalist politisch tätig, wurde er 1890 zum Mitbegründer des Alldeutschen Verbands. Von 1909-1918 war er Vorstandsvorsitzender der Krupp-Werke und begann mit dem Aufbau eines eigenen Pressekonzerns. 1919 kam er für die Deutsch-nationale Volkspartei (DNVP) in den Reichstag, deren Parteivorsitzender er 1928 wurde. In der Weimarer Republik wurde er durch seine Zeitungskonzerne zum größten Meinungsmacher, in seinen Medien wurden anti-demokratische und nationalistische Positionen vertreten. 1931 schloß er die DNVP mit dem Frontkämpferbund Stahlhelm, mit der NSDAP und weiteren nationalistischen Gruppierungen in der „Harzburger Front“ zusammen. 1933 wurde er Wirtschafts- und Landwirtschaftsminister in Hitlers erstem Kabinett, am 27.6.1933 zum Rücktritt gezwungen und einen Tag später wurde die DNVP aufgelöst.

1946 wurde er zunächst verhaftet, 1949 jedoch wieder freigelassen und bei der Entnazifizierung als „Entlasteter“ eingestuft.

Kahr, Gustav Ritter, geb. 29.11.1862 in Weißenburg, gest. 30.6.1934 in Dachau. Er studierte Rechtswissenschaften und war im Verwaltungsdienst tätig. Von 1920-1921 war er bayerischer Ministerpräsident und von 1923-24 Generalstaatskommissar in dem unter Ausnahmezustand stehenden Bayern. Seine Politik war gegen die Reichsregierung gerichtet und er hatte diktatorische Absichten. 1923 schlug er den Hitler-Putsch nieder, danach trat er wieder in die Verwaltung ein und war bis 1930 Präsident des Bayerischen Verwaltungsgerichtshof. Im Zusammenhang mit der Röhm-Affäre übte Hitler späte Rache, er ließ Kahr verhaften und in Dachau ermorden.

Kallio, Kyösti, geb. 1873, gest. 1940. Politiker der Agrarierpartei in Finnland. Von 1937-1940 Finnlands Präsident.

Kapp, Wolfgang, geb. 24.7.1858 in New York, gest. 12.6.1922 in Leipzig. Er war Verwaltungsjurist und von 1906-1916 und 1917-1920 Generallandschaftsdirektor in Ostpreußen. 1917 gründete er mit Tirpitz die Deutsche Vaterlandspartei. In der „Nationalen Vereinigung“, einer Nachfolgeorganisation der Deutschen Vaterlandspartei, die die Ausschaltung von Parlament und Parteien und die Errichtung einer Diktatur zum Ziel hatte, wurde der Kapp-Putsch vorbereitet. Diesem Kreis gehörten neben Kapp verschiedene deutschnationale Politiker an u.a. Ludendorff und Papst. Der Kapp-Lüttwitz-Putsch scheiterte nach vier Tagen, am 17.3.1920. Kapp kehrte nach seiner Flucht 1922 aus Schweden zurück, wurde verhaftet und starb in der Untersuchungshaft.

Klausener, Erich, geb. 25.1.1885 in Düsseldorf, gest. 30.6.1934 in Berlin. Er war Verwaltungsbeamter und Zentrums Politiker. Als Vorsitzender der Katholischen Aktion Berlin widersetzte er sich der Kirchen- und Rassenpolitik des Dritten Reichs und wurde beim Röhm-Putsch von der SS ermordet.

Koch-Weser, Erich, geb. 26.2.1875 in Bremerhaven, gest. 19.10.1944 in Rolandia/Brasilien. Er studierte Rechts- und Staatswissenschaften und wurde nach seiner Referendarzeit in Oldenburg, 1901 Bürgermeister von Delmenhorst und Mitglied des Landesparlaments in Oldenburg. 1909 übernahm er das Amt des Stadtdirektors in Bremerhaven, 1913 ging er als Oberbürgermeister nach Kassel. 1918 trat er in die Deutsche Demokratische Partei (DDP) ein und war als ihr Abgeordneter 1919

Mitglied der Nationalversammlung. Von 1919-1921 war er Reichsinnenminister. 1924 wurde er Partei- und Fraktionsvorsitzender der DDP, 1928/29 war er Justizminister. 1930 verließ er die Politik und führte nur noch seine Berliner Anwaltskanzlei weiter. Wegen seiner jüdischen Abstammung mußte er seine Anwaltstätigkeit aufgeben und er emigrierte 1933 nach Brasilien.

Ley, Robert, geb. 15.2.1890 in Niederbreidenbach/Bergisches Land, gest. 25.10.1945 in Nürnberg. Er war als promovierter Chemiker bei der I.G. Farben tätig. 1923 wurde er Mitglied der NSDAP, 1925 Gauleiter von Rheinland-Süd und 1930 Mitglied des Reichstags. Nach der Gleichschaltung der Gewerkschaften wurde er 1933 Leiter der Deutschen Arbeitsfront (DAF), der größten Organisation des 3. Reiches, in der sowohl Arbeitgeber wie Arbeitnehmer vertreten waren. Im Gerichtsgefängnis in Nürnberg beging er 1945 Selbstmord.

Löbe, Paul, geb. 14.12.1875 in Liegnitz, gest. 3.8.1967 in Bonn. Der gelernte Schriftsetzer war seit 1919 Vizepräsident der Nationalversammlung und von 1924-1932 Reichstagspräsident. Der SPD-Politiker war während der NS-Zeit zeitweise inhaftiert. Von 1949-1953 war er Mitglied des Bundestag, dessen Alterspräsident er ebenfalls 1949 wurde. Von 1954-1961 hatte er das Amt des Präsidenten des Kuratoriums Unteilbares Deutschland inne.

Lossow, Otto von geb. 15.1.1868 in Hof/Saale, gest. 25.11.1938 in München. Er absolvierte eine militärische Laufbahn und wurde 1921 als Generalleutnant Divisionskommandeur und bayerischer Landeskommandant. Er organisierte die Niederschlagung des Hitler-Putsches durch die Reichswehr. 1924 schied er aus dem Heeresdienst aus.

Ludendorff, Erich, geb. 9.4.1865 in Kruszewnia/Polen, gest. 20.12.1937 in Tutzing. Er wählte die Offizierslaufbahn und wurde zusammen mit Hindenburg zum „Helden“ der Tannenberg Schlacht. Ab 1916 bildete er mit Hindenburg die 3. Oberste Heeresleitung, Ende 1918 wurde er entlassen. Er war am Hitler-Putsch 1923 beteiligt, wurde aber im folgenden Prozeß freigesprochen. Von 1924-1928 war er Mitglied des Reichstag für die NSDAP, 1925 gründete er den völkisch-antichristlichen „Tannenberg-Bund“.

Ludwig III., geb. 7.1.1845 in München, gest. 18.10.1921 in Sárvár/Ungarn. Er war der Sohn von Prinzregent Luitpold und übernahm 1912 die Regentschaft für seinen geistig behinderten Vetter, König Otto I. Er

nahm 1913 selbst den bayerischen Königstitel an, und wurde bei der Novemberrevolution 1918 von Kurt Eisner abgesetzt.

Luitpold, geb. 12.3.1821 in Würzburg, gest. 12.12.1912 in München. Er war der Sohn von König Ludwig I. Seit 1886 war er Regent für seine Nefen Ludwig II. (1845-1886) und den geistig behinderten König Otto I. von Bayern (1848-1916).

Luther, Hans, geb. 10.3.1879 in Berlin, gest. 11.5.1962 in Düsseldorf. Nach einer Verwaltungskarriere wurde der promovierte Jurist 1922 Reichsernährungsminister, 1923 Reichsfinanzminister und war 1925/26 Reichskanzler. 1927 trat er der Deutschen Volkspartei bei und war von 1930-1933 Reichsbankpräsident. 1933 mußte er auf Verlangen Hitlers zurücktreten und war danach bis 1937 Botschafter in Washington.

Mackensen, August von, geb. 6.12.1849 Haus Leipnitz/Wittenberg, gest. 8.11.1945 Burghorn/Celle. Er war im Ersten Weltkrieg Oberbefehlshaber der Armee in Polen und Führer des Balkanfeldzuges. 1915 wurde er Generalfeldmarschall, 1916/17 hatte er den Posten des Militärgouverneurs von Rumänien.

Mahraun, Artur, geb. 30.12.1890 in Kassel, gest. 27.3.1950 in Gütersloh. Er begann eine Militärlaufbahn und schied 1920 als Hauptmann aus der Reichswehr aus. 1920 gründete er den Jungdeutschen Orden, einen „vaterländischen Verband“. Mit der Gründung der „Volksnationalen Reichsvereinigung“ im April 1930 wurde er parteipolitisch aktiv, im Juli des gleichen Jahres schloß sich die Partei mit der DDP zusammen, trennte sich im September jedoch wieder. Im Juni 1933 wurde der Jungdeutsche Orden aufgelöst und Mahraun einige Wochen inhaftiert sowie schwer mißhandelt.

Martini, Clemens, geb. 20.10.1859 in Augsburg, gest. 1937. Fabrikbesitzer in Augsburg: Bleicherei, Färberei, Druckerei und Appreturanstalt.

Milch, Erhard geb. 30.3.1892 in Wilhelmshaven, gest. 25.1.1972 in Wuppertal. Er diente im ersten Weltkrieg bei der Fliegertruppe und nahm 1920 als Hauptmann seinen Abschied. Danach war er bei verschiedenen Fluggesellschaften tätig, ab 1926 bei der Deutschen Lufthansa, zu deren Aufbau er wesentlich beitrug. 1933 trat er in die NSDAP ein und wurde Staatssekretär im Luftfahrtministerium. Er stieg zum Generalfeldmarschall auf und wurde 1938 Generalinspekteur der Luftwaffe. Stand er ungeachtet seiner jüdischen Abstammung all die Jahre unter

Görings Protektion, kam es ab 1944 zu Differenzen mit Göring und er verlor 1945 sämtliche Ämter. Er wurde 1947 vor dem Militärgerichtshof in Nürnberg zu lebenslanger Haft verurteilt, aber schon 1954 entlassen und war danach als Industrieberater in Düsseldorf tätig.

Nawiasky, Hans, geb. 24.08.1880 in Graz, gest. 11.08.1961 in St. Gallen. Der Österreicher ging 1919 nach München als Leiter der Verwaltungsakademie. 1928 wurde er ordentlicher Professor, 1933 ging er an die Handelshochschule St. Gallen/Schweiz. 1946 war er am Entwurf der bayerischen und der Bundesverfassung beteiligt.

Neithardt, Georg, geb. 1871, gest. 1941. Landgerichtsrat, Vorsitzender des Sondergerichts in München, vor dem der Prozeß gegen die Beteiligten am Hitler-Putsch vom 9. November 1923 stattfand.

Papen, Franz von, geb. 29.10.1879 in Werl/Westfalen, gest. 2.5.1969 in Oberasbach/Baden. Er begann im Kaiserreich eine Karriere als Kavallerieoffizier und wurde nach dem Ersten Weltkrieg Politiker. Für das Zentrum war er von 1920-1932 (mit Unterbrechungen) Mitglied des Preußischen Landtages. Er wurde 1932 Reichskanzler und im Kabinett Hitler 1933 Vizekanzler. Nach dem Röhm-Putsch verließ er das Kabinett und wurde Botschafter in Wien und Ankara. Vor dem internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg wurde er freigesprochen, im Rahmen der Entnazifizierungsverfahren 1947 jedoch zu acht Jahren Arbeitslager verurteilt; 1949 wurde er aus der Haft entlassen.

Pfordten, Theodor von der, geb. 14.05.1873 in Bayreuth, gest. 09.11.1923 in München. Rat am Bayerischen Obersten Landesgericht. Kam bei dem Hitler-Putsch am 9.11.1923 vor der Feldherrnhalle ums Leben.

Rathenau, Walther, geb. 29.9.1867 in Berlin, gest. 24.6.1922 in Berlin. Nach einem naturwissenschaftlichen Studium, seiner Promotion in Physik und nachfolgendem technischen Studium, trat er 1899 in die von seinem Vater gegründete AEG ein. Er verfaßte eine Reihe von Schriften, in denen er sich mit Gesellschaft, Politik und Wirtschaft auseinandersetzte. Zu Beginn des Ersten Weltkrieges baute er die Kriegsrohstoffabteilung im preußischen Kriegsministerium auf. Ab 1919 nahm er an diversen Verhandlungen über die deutschen Reparationen teil, 1921 wurde er Reichsminister für den Wiederaufbau und 1922 Reichsaußenminister. Im April 1922 schloß er mit Sowjetrußland den Vertrag von Rapallo ab, in dem sich beide Staaten gegenseitig anerkannten und auf beiderseitige Reparationen verzichteten. Wegen seiner

„Erfüllungspolitik“ wurde er von rechtsextremistischer Seite erbittert bekämpft. Desweiteren unterlag er als Jude antisemitischen Anfeindungen. Er wurde 1922 von Mitgliedern der „Organisation Consul“ ermordet.

Reinhardt, Walther geb. 24.03.1872 in Stuttgart, gest. 08.08.1930 in Berlin. General, 1919-20 preußischer Kriegsminister, 1920 Chef der Heeresleitung. Er unterstützte als einziger General die Haltung von Reichswehrminister Noske, den Kapp-Putsch mit militärischer Gewalt zu beenden.

Röhm, Ernst, geb. 28.11.1887 in München, gest. 1.7.1934 in München. Der Berufsoffizier trat 1919 in das Freikorps Epp ein und war danach Stabsoffizier im Wehrkreiskommando München. Nach seiner Teilnahme am Hitler-Putsch schied er aus der Reichswehr aus, arbeitete nach seiner Haftentlassung wieder mit Hitler zusammen, trennte sich dann wegen Differenzen von ihm und war 1929/30 als militärischer Berater in Bolivien tätig. 1931 holte Hitler ihn zurück und machte ihn zum Stabschef der SA. 1933 wurde er im Kabinett Hitler Reichsminister ohne Geschäftsbereich. Unter der Anschuldigung, eine „zweite Revolution“ zu planen, den sogenannten Röhmputsch, ließ Hitler ihn sowie weitere hohe SA-Führer und zahlreiche ihm mißliebige Personen erschießen.

Rosenberg, Alfred, geb. 12.1.1893 in Reval, gest. 16.10.1946 in Nürnberg. Nach einem Ingenieur- und Architekturstudium an den Universitäten Riga und Moskau verließ Rosenberg 1918 Rußland und ging nach München. Dort schloß er sich 1919 der NSDAP an, wurde 1921 Chefredakteur des Parteiorgans „Völkischer Beobachter“, dessen Herausgeber er 1938 wurde. 1930 veröffentlichte er das Buch „Der Mythos des 20. Jahrhunderts“, das ihn zum führenden Parteideologen der NSDAP machte. 1933 wurde er Leiter des außenpolitischen Amtes der NSDAP, 1934, Beauftragter des Führers für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung und Erziehung der NSDAP und von 1941-1944 war er Reichsminister für die besetzten Ostgebiete. Vom Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg wurde er zum Tode verurteilt und erhängt.

Schleicher, Kurt von, geb. 7.4.1882 in Brandenburg, gest. 30.6.1934 Babelsberg/Potsdam. Der Berufsoffizier war während des Ersten Weltkrieges in verschiedenen Stabs- und Ministerialstellen eingesetzt. Nach

1919 wurde er politischer Referent im Reichswehrministerium und 1929 Leiter des Ministeramts in diesem Ministerium. Seit 1931 startete er Versuche die NSDAP zu spalten und plante eine Zusammenarbeit mit dem linken Flügel dieser Partei. Von 1932-1933 war er letzter Reichskanzler der Weimarer Republik. Während der Röhmer-Affäre wurden er und seine Frau erschossen.

Seißer, Hans Ritter von, geb. 1874, gest. 1973. Er war Chef der bayerischen Landespolizei und 1923 mit Kahr und Lossow an Putschplänen beteiligt.

Seldte, Franz, geb. 29. 6. 1882 in Magdeburg, gest. 1.4.1947 in Fürth. Nach seinem Chemiestudium trat er in die Fabrik seines Vaters ein. Er gründete 1918 den Stahlhelm, einen Frontkämpferbund, der antidemokratisch und antiparlamentarisch agierte. 1935 wurde der Bund aufgelöst. Er war 1931 mit Hugenberg und Hitler an der Bildung der „Harzberger Front“ beteiligt. 1933 bekam er den Posten des Reichsarbeitsministers, den er bis zum Ende des Dritten Reiches innehatte. Er wurde vor dem Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg angeklagt, verstarb aber noch vor einer Verurteilung in der Haft.

Stauf, Georg von, geb. 6.10.1877 in Friedrichsthal/Württemberg, gest. 11.12.1942 in Berlin. Nach einer Banklehre kam er zur Deutschen Bank, nach dem Krieg war er als Aufsichtsratsvorsitzender bei der Lufthansa und bei BMW an dem Wiederaufbau der Luftfahrtindustrie und an der Fusion der Automobilunternehmen Daimler und Benz beteiligt. 1932 wechselte er vom Vorstand in den Aufsichtsrat der Deutschen Bank. Seit 1930 war er Mitglied des Reichstags für die NSDAP. 1934 wurde er Preußischer Staatsrat und Vizepräsident des Reichstags.

Stresemann, Gustav, geb. 10.5.1878 in Berlin, gest. 3.10.1929 in Berlin. Nach einem Studium der Nationalökonomie und der Promotion 1900 war er in der Geschäftsführung von Industrieverbänden tätig. Von 1907-1912 und von 1914-1918 war er Abgeordneter der nationalliberalen Partei im Reichstag. 1918 gründete er die rechtsliberale Deutsche Volkspartei (DVP) und wurde ihr Abgeordneter in der Nationalversammlung. 1923 wurde er für hundert Tage Reichskanzler und von 1923-1929 war er Reichsaußenminister. Er hatte einige außenpolitische Erfolge zu verbuchen, wie die Verständigung mit Frankreich, Annahme des Dawesplan, 1925 den Vertrag von Locarno und 1926 den Eintritt in

den Völkerbund. Er erhielt dafür zusammen mit dem französischen Außenminister Briand 1926 den Friedens-Nobelpreis.

Thelemann, Heinrich von, geb. 15.12.1851 in Aschaffenburg, gest. 02.02.1923 in München. Jurist, 1912-1918 bayerischer Justizminister.

Toller, Ernst, geb. 1.12. 1893 in Samotschin/Posen, gest. 22.5.1939 in New York. Der expressionistische Schriftsteller war ein leidenschaftlicher Pazifist. Während der Münchner Räterepublik war er zeitweise Vorsitzender des Zentralrats. 1919 wurde er zu fünf Jahren Festungshaft verurteilt. Er emigrierte 1933 aus Deutschland und nahm sich 1939 in New York das Leben.

Tönnies, Ferdinand, geb. 26.7.1855 in Riep/Schleswig, gest. 11.4.1936 in Kiel. Nach seinem Studium der Philologie und Geschichte habilitierte er in Kiel 1881. 1887 veröffentlichte er seine berühmte Schrift „Gemeinschaft und Gesellschaft“, die auf die Entwicklung der Soziologie einen entscheidenden Einfluß ausübte. 1908 bekam er in Kiel eine Professur, 1909 war er einer der Mitbegründer der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, deren Präsident er bis 1933 war. Er war Mitglied der SPD und erhielt 1933 von den Nationalsozialisten Lehrverbot.

Weddigen, Otto, geb. 1882, gest. 1915. Der Kapitänleutnant war berühmt, seitdem er mit seinem U-Boot U 9 am 22. September 1914 drei britische Kreuzer versenkt hatte. Sein U-Boot sank 1915 mit der gesamten Besatzung, nachdem es von einem britischen Schlachtschiff gerammt worden war.

Westarp, Kuno Graf von, geb. 12.8.1864 in Ludom/Posen, gest. 30.7.1945 in Berlin. Der Verwaltungsbeamte war seit 1908 Mitglied des Reichstags für die deutschkonservative Partei und von 1913-1918 Vorsitzender der konservativen Fraktion im Reichstag. 1918 war er Mitbegründer der DNVP, von 1920-32 Mitglied des Reichstages und von 1926-28 Parteivorsitzender der DNVP. 1930 war er an der Gründung der Konservativen Volkspartei beteiligt, die er als Abgeordneter bis 1932 im Reichstag vertrat.

Xylander, Oskar Ritter von, geb. 1856, gest. 1940. Oberst, Direktor der Bayerischen Kriegsakademie. 1910 Generalleutnant, Inspekteur der Militärbildungsanstalten. 1913 Kommandierender General des I. Bayerischen Armeekorps, auch im Krieg.

Zwiedinek Südenhorst, Otto von, geb. 24.2.1871 in Graz, gest. 4.8.1957 in Graz. Der österreichische Nationalökonom und Sozialpolitiker befaßte sich mit Lohnpolitik, Volkswirtschaftslehre und veröffentlichte eine Schrift „Mensch und Wirtschaft“. 1921 wurde er ordentlicher Professor der Nationalökonomie und Direktor des Statistischen Seminars in München. 1938 wurde er emeritiert.

Literatur

- ALLPORT, Gordon.W./BRUNER, Jerome S./JANDORF, Ernst M.: Personality under Social Catastrophe. Ninety Life-histories of the Nazi-Revolution. In: Kluckholm, C./Murray, S. (eds.): Personality in Nature, Society and Culture. New York 1941, S. 347-366.
- ALLGEMEINE DEUTSCHE BIOGRAPHIE. Berlin 1894, Neudruck 1971.
- ARENDT, Hannah: „We Refugees“. In: Robinson, Marc (ed.): Altogether Elsewhere. Harcourt Brace. New York 1996.
- BECKER, Hans/GARLEFF, Karsten/KRINGS, Wilfried (Hg.): Vergangene jüdische Lebenswelten im Bamberger Raum: Ländliche Armutsinseln – Städtisches Villenviertel. Bamberg 1988, S. 1-18.
- BEDÜRFTIG, Friedemann: Lexikon Drittes Reich. München 1997.
- BENZ, Wolfgang/GRAML, Hermann: Biographisches Lexikon zur Weimarer Republik. München 1988
- BERTELSMANN Universallexikon. Band 5. Gütersloh 1993.
- BIOGRAPHIEN ZUR DEUTSCHEN GESCHICHTE VON DEN ANFÄNGEN BIS 1945. Herausgegeben von Kurt Pätzold u.a. Berlin 1991.
- BLÖMER, Ursula/GARZ, Detlef/KANKE, Stefan: „Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933“, Projektskizze. In: Busch, Friedrich W. (Hg.): Aspekte der Bildungsforschung in Oldenburg. Oldenburg 1996, 175-189.
- BLÖMER, Ursula: Emigrantenbiographien. Biographische Untersuchungen zu Lebensverläufen deutschsprachiger Emigranten im Nationalsozialismus, Projektmitteilung. In: BIOS, Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History. Heft 1/1997, (10. Jahrgang), 128-132.
- BLÖMER, Ursula/GARZ, Detlef: „Es war ein langsames Getriebenwerden ...“. Biographieanalyse eines nichtjüdischen Emigranten. In: BIOS, Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History. Heft 1/1998 (11. Jahrgang), 76-102.
- BLÖMER, Ursula/GARZ, Detlef: Jüdische Kindheit in Deutschland am Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts. In: Hyams, Helge-Ulrike/

- Klattenhoff, Klaus/Ritter, Klaus/Wißmann, Friedrich (Hg.): Jüdisches Kinderleben im Spiegel jüdischer Kinderbücher. Oldenburg 1998, 67-79.
- BLÖMER, Ursula/GARZ, Detlef: Dem Vaterland verpflichtet. Biographische Untersuchungen zu Lebensverläufen von emigrierten Pädagogen im Nationalsozialismus oder „über die Banalität der Entwicklung des Bösen“. In: Pädagogische Rundschau 53, S. 577-596 (1999).
- BLÖMER, Ursula/GARZ, Detlef (Hg.): „Wir Kinder hatten ein herrliches Leben ...“ Jüdische Kindheit und Jugend im Kaiserreich 1871-1918. Oldenburg 2000.
- BLÖMER, Ursula/KANKE, Stefan: Zur Rekonstruktion einer Emigrantinnenbiographie. In: Kraimer, Klaus: (Hg.) Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlicher Forschung. Frankfurt a.M. 2000, S. 379-414.
- BÖCKENFÖRDE, E. W.: Die Verfolgung der deutschen Juden als Bürgerverrat. In: Merkur 51, 1997, S. 165-170.
- BOSLS BAYERISCHE BIOGRAPHIE. Regensburg 1983.
- BRENNER, Michael: Jüdische Kultur in der Weimarer Republik. München 2000.
- BRUMLIK, Michael: Advokatorische Ethik. Zur Legitimation pädagogischer Eingriffe. Bielefeld 1992.
- BRUMLIK, Michael: Das Geheimnis der Erlösung. In: Frankfurter Rundschau vom 29.12.1998.
- DER GROßE BROCKHAUS. 1935.
- DEUTSCHE BIOGRAPHISCHE ENZYKLOPÄDIE (DBE). Hrsg. von Walther Killy. Bände 1-10. München 1995 –1999.
- DUDEN: Familiennamen. Herkunft und Bedeutung. Mannheim 2000.
- EIDLOTH, Volkmar: Das Bamberger Hainviertel, ehemaliges Zentrum des jüdischen Hopfenhandels. Entstehung, Gestalt und Funktion eines Villenviertels im Wandel, 1825-1955. In: Becker, Hans/Garleff, Karsten/Krings, Wilfried (Hg.): Vergangene jüdische Lebenswelten im Bamberger Raum: Ländliche Armutsinseln – Städtisches Villenviertel. Bamberg 1988, S. 19-152.

- FICHTL, Franz/Link, Stephan/May, Herbert/Schaible; Sylvia: „Bambergers Wirtschaft Judenfrei“. Die Verdrängung der jüdischen Geschäftsleute in den Jahren 1933 bis 1939. Bamberg 1998.
- FLADE, Roland: Die Würzburger Juden. Ihre Geschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Würzburg 1996.
- FOUCAULT, Michel: L' Archeologie du Savoir. Editions Gallimard. 1969.
- FRIEDRICH-BRETTINGER, Heide: Die Juden in Bamberg. Volkach 1962.
- GARZ, D.: Biographische Erziehungswissenschaft. Opladen 2000.
- GAY, Ruth: Geschichte der Juden in Deutschland. Von der Römerzeit bis zum Zweiten Weltkrieg. München 1993.
- GEBHARDT: Handbuch der deutschen Geschichte. Bd. 19. Stuttgart 1988⁸; Bd. 20 Stuttgart 1980.
- GEDENKBUCH: Opfer der Verfolgung der Juden unter der Nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933-1945.
- GEHRING-MÜNDEL, Ursula: Vom Schutzjuden zum Staatsbürger. Die gesellschaftliche Integration der Würzburger Juden 1803-1871. Würzburg 1992.
- GEHRING-MÜNDEL, Ursula: Emanzipation. In: Flade, Roland: Die Würzburger Juden. Ihre Geschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Würzburg 1996, S. 61-141.
- GIDAL, Nachum: Die Juden in Deutschland von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik. Köln 1997.
- GOLDSCHMIDT, G.-A.: Direkt in die Talschlucht hinein. Georges-Arthur Goldschmidt im Gespräch. In: Frankfurter Rundschau vom 3. Februar 2001, S. 21.
- HENNINGSSEN, J.: Autobiographie und Erziehungswissenschaft. Essen 1981.
- HONNETH, Axel: Integrität und Mißachtung. Grundmotive einer Moral der Anerkennung. In: Merkur, 44 (1990), S. 1043-1054.
- HOFER, W. (Hg.): Der Nationalsozialismus. Dokumente 1933-1945. Frankfurt 1983.
- INTERNATIONAL BIOGRAPHICAL DICTIONARY of Central European Emigres 1933-1945 München 1983.

- KAPLAN, Marion A: Jüdisches Bürgertum. Frau, Familie und Identität im Kaiserreich. Hamburg 1997.
- KROCKOW, Christian Graf von: Die Deutschen in ihrem Jahrhundert 1890-1990. Reinbek 1990.
- LÖWY, M.(1988): Erlösung und Utopie. Jüdischer Messianismus und libertäres Denken. Berlin 1997.
- LOHFELD, Wiebke: Es waren die dunkelsten Tage in meinem Leben. Krisenprozeß und moralische Entwicklung. Eine qualitative Biographieanalyse. Frankfurt 1998.
- LONGERICH, Peter: Deutschland 1918-1933. Die Weimarer Republik. Hannover 1995.
- MATZ, Klaus-Jürgen: Wer regierte wann? Regententabellen zur Weltgeschichte. München 1994⁴.
- MISTELE, Karl-Heinz: Landjuden im Bamberger Umland – Beobachtungen an einer Minorität. In: Becker, Hans/Garleff, Karsten/Krings, Wilfried (Hg.): Vergangene jüdische Lebenswelten im Bamberger Raum: Ländliche Armutinseln – Städtisches Villenviertel. Bamberg 1988, S. 1-19.
- MISTELE, Karl-Heinz: Das Ende einer Gemeinde. Juden in Bamberg 1930-1942. Bamberg 1988.
- NEUE DEUTSCHE BIOGRAPHIE. Berlin 1953-1999.
- NIPPERDEY, Thomas: Deutsche Geschichte. 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat. München 1983/1998.
- NIPPERDEY, Thomas: Deutsche Geschichte. 1866-1918, Band I, Arbeitswelt und Bürgergeist; Band II, Machtstatt vor der Demokratie. München 1990/1998, 1992/1998.
- PEUKERT, Helmut (1996): Wissenschaftstheorie – Handlungstheorie – Fundamentale Theologie. Frankfurt a.M. 1978.
- RAASCH, Rudolf: Deutsche Jugendbewegung 1900-1933 und westdeutsche Schuljugend um 1980. Ein kulturpädagogischer Bericht. Köln/Wien 1991.
- REICHERT, Carl Ludwig: Lieber keinen Kompaß, als einen falschen. München 1997.
- REICHS-HANDBUCH DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT. Berlin 1931.

- SVENSK UPPSLAGSBOK. Malmö 1983.
- STRÄTZ, Rainer: Biographisches Handbuch Würzburger Juden 1900-1945. Würzburg 1989.
- TRAVERSO, E.(1997): Auschwitz Denken. Die Intellektuellen und die Shoah. Hamburg 2000.
- ULLMANN, Hans-Peter: Das Deutsche Kaiserreich 1871-1918. Frankfurt 1995.
- VORDTRIEDE, Käthe: „Es gibt Zeiten in denen man welkt“. Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Detlef Garz. Lengwil 1999.
- WALK, Joseph (Hg.): Das Sonderrecht für die Juden im NS-Staat. Heidelberg 1996.
- WHO'S WHO IN AMERICA 40th edition, 1978-1979.
- WINGERT, L.: Haben wir moralische Verpflichtungen gegenüber früheren Generationen? In: Babylon H. 9/1991, S. 78-94.
- WINKLER, August Heinrich: Der lange Weg nach Westen, Deutsche Geschichte vom Ende des Alten Reiches bis zum Untergang der Weimarer Republik. München 2000.
- WISTRICH, Robert: Wer war wer im Dritten Reich? Ein biographisches Lexikon. Frankfurt a. M. 1987.
- WYSBAR, Eva: „Hinaus aus Deutschland irgendwohin ...“ Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933. Mit Vorworten von Maria Wisbar Hansen und Tania Wisbar und einem Nachwort von Detlef Garz. Lengwil 2000.

Die Daten zur Familienrekonstruktion entstammen:

Interview mit Frau Rosa Hentze, Berlin

Gespräche mit Herrn Nicloas Humbert, München

Interview mit Peter Reuss und Marianne Jatou-Reuss, Bern

Gespräche mit Fred Reuss, Washington

Auskünfte (mündlich und schriftlich) Dr. Dirk Rosenstock, Würzburg

Auskünfte Prof. Dr. Bernard Martin Wolf, Toronto

Entschädigungsakte BEG 10 941, Bayerisches Landesentschädigungsamt,
München

Entschädigungsakte Nds. 110 W Acc. 31/99 Nr. 215368 (Reuss, Fritz, Dr.)
Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv Hannover

Staatsarchiv Augsburg: Hof- und Staatshandbücher des Königreichs Bayern

Bayerische Jahrbücher, Einwohnerbuch der Stadt Augsburg 1930

Stadtarchiv Augsburg

Staatsarchiv Bamberg

Stadtarchiv Bamberg

Staatsarchiv Würzburg

Stadt Würzburg: Standesamt-Urkundenabteilung

Stadtarchiv Würzburg

Stadtarchiv München

Bayerisches Hauptstaatsarchiv

Persönliche Akten der Familie Reuß:

Geburtsschein

Taufbestätigung Kuratie St. Franziskus Xaverius Berlin

Reifezeugnis St. Anna Gymnasium

Bescheinigung von der Ludwig-Maximilians-Universität München

Bescheinigung von dem Institut für Weltwirtschaft/Seeverkehr an der Universität Kiel

Zeugnis vom Prüfungsausschuß für Diplom-Volkswirte an der Universität München

Prüfungszeugnis der Universität München

Zeugnis der Anwaltskanzlei

Zeugnis des Obersten Landesgericht – Staatsprüfungsausschuß

Zeugnis der Rechtsanwaltskanzlei

Ernennungsurkunde

Bescheinigung vom Polizeipräsidenten

Kopie des Amtsübertragungsschreiben vom 15.03.1933, Präsident der Reichsbahndirektion Berlin

Heiratsurkunde

Declaration of Intention, United States of America

Arbeitsvertrag

Totenschein

Eigener Lebenslauf

Testamentsakten Wilhelm und Eva Bubel

Reichert, Carl Ludwig. Lieber keinen Kompaß, als einen falschen. München 1997.

Strätz, Rainer: Biographisches Handbuch Würzburger Juden 1900-1945. Würzburg 1989.

Danksagungen

Zunächst möchten wir der Familie Reuss, besonders Peter und Marianne Reuss, Bern, Frederick Reuss, Washington und den weiteren Verwandten Rosa Hentze, Berlin, Nicolas Humbert, München und Prof. Dr. Bernard Wolf, Toronto für ihre Unterstützung und Hilfe danken. Sie haben mit großem Interesse und unermüdlicher Bereitschaft diese Arbeit mitverfolgt und mitgestaltet.

Darüber hinaus möchten wir folgenden Personen und Institutionen danken:

- Herrn Steiner vom Staatsarchiv Augsburg
- Herrn Feurer und Herrn Ritschert vom Stadtarchiv Augsburg
- Katholisches Dompfarramt St. Hedwig Berlin
- Herrn Dr. Klein vom Dözesanarchiv Berlin
- Frau Recknagel, Direktorin der Wiedergutmachungsämter Berlin
- dem Landesarchiv Berlin
- dem Landesverwaltungsamt Berlin
- Herrn Schneiderbanger vom Stadtarchiv Bamberg
- Herrn Paulus vom Staatsarchiv Bamberg
- Herrn Dr. Urban vom Archiv des Erzbistums Bamberg
- Herrn Dr. Tröger vom Bayerischen Hauptstaatsarchiv
- Herrn Stolz vom Bayerischen Landesentschädigungsamt, München
- Herrn Dr. Heusler vom Stadtarchiv München
- Herrn Brosig vom Standesamt Frensdorf
- Frau Neuham von der Christuskirche Neuburg
- Frau Dr. Zeitelhack vom Stadtarchiv Neuburg a.d. Donau
- Herrn Pfarrer Willam-Singer, Pfarramt Untermaxfeld
- Herrn Karl-Heinz Pfaff, Würzburg
- Herrn Dr. Schott vom Staatsarchiv Würzburg
- Herrn Dr. Baum vom Stadtarchiv Würzburg
- Frau Rack vom Stadtarchiv Würzburg
- Dr. Rosenstock, Würzburg
- Pfarramt der Evang.-Luth. Kirchengemeinde in Würzburg
- dem Seminar für Jüdische Studien an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

- Stephanie Bretschneider und Sandra Kirsch, studentische Hilfskräfte an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg
- einer lieben Freundin, Desiree von Reuß-Trei
- und vielen anderen nicht genannten Personen in Ämtern und Behörden, mit denen Telefonate geführt wurden.

Friedrich Gustav Adolf Reuß

05.07.1904 ¹	Geburt	Würzburg	
20.09.1904 ²	Taufe	Würzburg	St. Stephan (Evang.-luth.)
01.10.1905 ³	Wohnortwechsel	Neuburg/Donau	
1907 ⁴	Wohnortwechsel	Augsburg	
09.1914 ⁵	Schule	Augsburg	St. Anna Gymnasium
22.03.1923 ⁶	Abitur	Augsburg	St. Anna Gymnasium
SS 1923-WS 1924/25 ⁷	Studium	München	Universität: Jura/Ökonomie
SS 1925 ⁸	Studium	Kiel	Universität: Institut für Weltwirtschaft/Seeverkehr
WS 1925/1926-1927 ⁹	Studium	München	Universität
26.04.1926 ¹⁰	Diplomprüfung	München	Universität Volkswirt
11.02.1927 ¹¹	I. Prüfung		Höheren Justiz- und Verwaltungsdienst/Referendar
1927-1929	Studium	Würzburg	Universität
01.03.1927-29.02.1928 ¹²	Vorbereitungsdienst	Augsburg	Amtsgericht
27.09.1928 ¹³	Promoviert	Würzburg	Universität: Dr. jur. rer. pol.

-
- 1 Geburtsschein
 - 2 Taufbestätigung Kuratie St. Franziskus Xaverius Berlin
 - 3 Auskunft Bayerisches Hauptstaatsarchiv
 - 4 Stadtarchiv Augsburg
 - 5 Reifezeugnis St. Anna Gymnasium
 - 6 Reifezeugnis St. Anna Gymnasium
 - 7 Bescheinigung von der Ludwig-Maximilians-Universität München
 - 8 Bescheinigung von Institut für Weltwirtschaft/Seeverkehr an der Universität Kiel
 - 9 Bescheinigung von der Ludwig-Maximilians-Universität München
 - 10 Zeugnis vom Prüfungsausschuß für Diplom-Volkswirte an der Universität München
 - 11 Prüfungszeugnis der Universität München
 - 12 Zeugnis

1928-1930 ¹⁴	Referendar	München	
01.09.1929-28.02.1930 ¹⁵	Vorbereitungsdienst	München	Referendar in der Kanzlei Baumann/Weil/Weil
23.07.1930 ¹⁶	Staatsprüfung		Höheren Justiz- und Verwaltungsdienst/Assessor
15.05.-30.09.1930 ¹⁷	Assessor	Augsburg	Rechtsanwaltspraxis Reisert/Reisert
Herbst 1930 ¹⁸	Berufung in den Staatsdienst	Kaufbeuren	Reichsfinanzverwaltung
Anfang 1931 ¹⁹	Assessor	Regensburg	Reichsbahndirektion
31.01.1933 ²⁰	Ernennung	Berlin	Reichsbahnrat
01.02.1933 ²¹	Wohnortwechsel	Berlin	Wilmersdorf, Halberstädterstr. 3
15.03.1933	Beförderung ²²	Berlin	Übertragung der Verwaltung des Hilfsarbeiterde- zernats 5H/Vertretung des Dezernenten/Deutsche Reichsbahn Gesellschaft
Frühsummer 1933	Mehrwöchiger Urlaub	Finnland / Schweden	
Sommer 1933 (3 Monate)	Erzwungener Auslandsaufenthalt	Schweiz	
06.10.1933 ²³	Wohnortwechsel	München	Keuslinstr.16/II bei seinen Eltern
31.10.1933 ²⁴	Entlassung	Berlin	Grund: jüdische Abstammung

13 Urkunde

14 Stadtarchiv Augsburg

15 Zeugnis der Anwaltskanzlei

16 Zeugnis des Obersten Landesgericht - Staatsprüfungsausschuß

17 Zeugnis der Rechtsanwaltskanzlei

18 Stadtarchiv Augsburg

19 Stadtarchiv Augsburg

20 Ernennungsurkunde (Kopie)

Entschädigungsakte Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv

21 Bescheinigung vom Polizeipräsidenten Berlin

22 Kopie des Amtübertragungsschreiben vom 15.03.1933, Präsident der Reichsbahndirektion Berlin

23 Bescheinigung vom Polizeipräsidenten Berlin

24 Entschädigungsakte Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv

04.12.1933 ²⁵	Wohnortwechsel	Berlin	Friedenau
05.12.1933 ²⁶	Heirat	Berlin	Standesamt Berlin Britz, Katharina Bubel
1934 - ? ²⁷	Versicherungsvertreter	Berlin	Unbekannte Versicherung
? - 1938 ²⁸	Versicherungsvertreter	Leipzig	Victoria Versicherung Wohnung: Wangerooger Weg 4b
20.03.1938 ²⁹	Geburt des Sohnes	Berlin-Tempelhof	
01.04.1938 ³⁰	Taufe des Sohnes	Berlin	Christus-Königs-Kapelle St. Joseph-Krankenhaus I Paten: Anne Bubel, Max Bubel
Mitte 1938 ³¹	Wohnortwechsel	Berlin	Hoeppnerstraße 5v
02.09.1938 ³²	Taufe	Berlin	St. Franziskus Xaverius (katholisch), Generalvikar von Berlin Rektor E. Musial Zeugen: Katharina Reuß, Schwester Raphaela
07.09.1938 ³³	Emigration		Überfahrt mit der „Aquitania“, Ankunft 13.09.1938
09.1938 – 06.1939 ³⁴	Studium/Soziologie	Washington D.C.	Catholic University of America
23.06.1939 ³⁵	Emigration seiner Ehefrau Katharina und des Sohnes Peter		Mit der „SS Hamburg“ von Bremerhaven

25 Stadtarchiv München

26 Heiratsurkunde

27 Entschädigungsakte Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv

28 Entschädigungsakte Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv

29 Geburtsschein

30 Geburtsschein

31 Entschädigungsakte Bayerisches Landesentschädigungsamt

32 Taufbestätigung Kuratie St. Franziskus Xaverius Berlin

33 Beförderungsvertrag mit der Cunard Line - White Star Line

34 Entschädigungsakte Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv

35 Declaration of Intention, United States of America

1939	Examen	Washington D.C.	M.A. Social Service, Catholic University of America
1939-1941 ³⁶	Professor	Loretto	St. Francis College
08.09.1940 ³⁷	Tod der Ehefrau Katharina	Loretto	Autounfall
1941	Heirat		Mathilde Spiekermann, geb. 1907 in Lippstadt
1941-1943 ³⁸		New Orleans	Xavier University
1943-1946		Washington D.C	U.S. Soc. Security Administration
09.01.1944 ³⁹	Geburt der Tochter	New Orleans	Ursula
1944			Amerikanische Staatsbürgerschaft
1946-1971	Professor	Baltimore	Goucher College
06.02.1954 ⁴⁰	Wiedergutmachungsbescheid Amtsbezeichnung: nachträgliche Beförderung zum Oberreichsbahnrat a.D.	Frankfurt	Deutsche Bundesbahn
1961		Bonn	Forschungsaufenthalt
1965/66		Bangladore	Gastprofessur
03.12.1985	Verstorben	Baltimore	

36 Arbeitsvertrag

37 Totenschein

38 Die folgenden biographischen Daten sind, wenn nicht anders vermerkt, entnommen: Eigener Lebenslauf; Who's Who in America 40th edition, 1978-1979; International Biographical Dictionary of Central European Emigres 1933-1945 München 1983; Auskünfte Peter Reuss.

39 Geburtsschein

40 Entschädigungsakte Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv